

*die*RATS*frau*

Zeitschrift des Frauenrates Fachbereich
Gesellschaftswissenschaften Oktober 2015

20

- 5 Editorial**
- 6 Der Frauenrat stellt sich vor**
- 8 UniKiStA**
Eine Informationsplattform rund um das Thema
Kind – Studium – Arbeit
Anna Steenblock
- 14 Just another Kneipenabend**
- 20 Frauencafé — Frauen*raum — Feministischer Salon**
Geschichte und Idee eines feministischen Raumprojekts
- 24 Ein neuer Name:**
»Der Feministische Salon«
- 26 Ein Leben jenseits der Institutionen**
Marie d'Agoult (1805-1876)
Rieke Bubert
- 30 Feministische Proteste der Gegenwart**
Thesen und Prognosen
Meike Hartwig
- 40 Der Feminismus ist tot. Es lebe der Feminismus**
Zur Verbindung zwischen Postfeminismus und
marktradikalem Neoliberalismus
Kristina Kämpfer
- 48 "You wanna hot body? You want a Bugatti? You want a Maserati?
You better work bitch!"**
Franziska Haug
- 56 „Refugee women are doubly discriminated“**
Sarah Schmitz
- 60 „Wer ist denn jetzt die richtige Mutter?“**
Ein Interview mit Carola Lehmann über Regenbogenfamilien,
Heteronormativitäten und neue Modelle von Elternschaft
Sarah Dionisius
- 64 Feministische Gruppen und feministische Räume in Frankfurt am
Main**
- 66 Impressum**



*Liebe Leser*innen,*

wir freuen uns, euch die neue Ratsfrau, die Zeitschrift des Frauenrats des Fachbereiches Gesellschaftswissenschaften, präsentieren zu können! Für die 20. Ausgabe haben wir uns ordentlich ins Zeug gelegt, alte Formen und Farben über Bord geworfen, uns aber auch auf die historischen Anfänge besonnen. Es erwartet euch neben einer Übersicht der Arbeit des Frauenrates, eine Vorstellung der Homepage, bei der sich alles um das Thema Universität, Kind, Studium und Arbeit dreht: unsere UniKiStA-Seite. Außerdem findet ihr ein Gespräch zwischen Frauenrätinnen, das so oder anders hätte stattfinden können, über das, was der Frauenrat eigentlich sein sollte, was seine Grenzen sind und welche Träume doch die Arbeit der Frauenrätinnen beflügeln. Wir informieren euch über den Umzug des ehemaligen Frauencafés im AfE-Turm und über unsere Vorstellungen vom neuen Frauen*raum im PEG, der mit dem Umzug auch einen neuen Namen bekommen hat: »Feministischer Salon«. Warum wir ihm einen neuen Namen gegeben haben und was wir damit verbinden, haben wir in einem romantisch-melancholischen Rückblick beschrieben.

Des Weiteren haben wir für euch viele interessante Artikel von Student*innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen des Fachbereichs gesammelt, welche ein weites feministisches Themenspektrum abdecken.

Zunächst richten wir den Blick in die Vergangenheit und lassen uns von Rieke Bubert erzählen, warum Frauen im 19. Jahrhundert zwar erfolgreich Salons führen konnten, aber als Wissenschaftlerinnen einen männlichen Namen tragen mussten: Es geht um Marie D'Agoult, eine der ersten Historikerinnen. Zum Stand des feministischen Aktionismus in Deutschland schreibt Meike Hartwig und präsentiert uns hierzu einige Thesen. Kristina Kämpfer fragt sich, warum es trotz Postfeminismus keine Emanzipation gibt und stößt dabei auf ein neoliberale Fundament, auf dem die Forderung nach Selbstoptimierung aufbaut. Wie Feminismus und Marxismus zusammen zu denken sind und wie Judith Butler und Britney Spears dabei helfen könnten, sagt uns Franziska Haug. Welchen mehrfachen Diskriminierungen Refugee-Frauen in Deutschland ausgesetzt sind, berichtet Sarah Schmitz, die sich mit der Gruppe »Women in Exile« auseinandergesetzt hat. Mit einem Interview-Ausschnitt gibt uns Sarah Dionisius einen Einblick in die Familienbildung lesbischer Paare über Samenspende.

Am Schluss haben wir für euch noch ein paar Adressen und Infos im Umfeld der Uni und in Frankfurt zusammengetragen: von feministischen Gruppen bis zum FrauenLesben-Trans*Barabend, bei dem es kühle Getränke in angenehmer Atmosphäre gibt, zeigen wir euch ein breites Spektrum an feministisch interessanten Anlaufstellen.

Wir wünschen unendliches Lesevergnügen,

Euer Frauenrat

Der Frauenrat stellt sich vor

Wer wir sind...

Den Frauenrat des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften gibt es seit 1988. Der Fachbereichsrat des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften hat den Frauenrat in jenem Jahr offiziell mit dem Ziel eingesetzt die Gleichberechtigung von Frauen am Fachbereich voranzutreiben und die Arbeit gegen die Diskriminierung von Frauen zu stärken.

Die generelle Aufgabe des Frauenrates ist es daher, sich aktiv für frauen- und gleichstellungspolitische Belange am Fachbereich einzusetzen. Das Ratsmodell sieht weiterhin vor, dass die unterschiedlichen frauenpolitischen Interessen der jeweiligen universitären Statusgruppen des Fachbereichs (Student*innen, wissenschaftliche Mitarbeiter*innen, administrativ-technisches Personal und Professor*innen) in diesem Gremium vertreten sind.

Die Vertreter*innen werden auf den Frauen*Vollversammlungen des Fachbereichs – die vom jeweilig aktuellen Frauenrat organisiert werden – gewählt. Eine Amtsperiode beträgt in der Regel zwei Jahre. Die Wahl ist so strukturiert, dass die Frauen* der jeweiligen Statusgruppen ihre Vertreter*innen wählen.

Derzeit sind im Frauenrat drei studentische Vertreter*innen, drei Vertreter*innen aus dem Mittelbau sowie eine Vertreter*in des technisch-administrativen Personals aktiv. Aus den Reihen der Professor*innen haben sich schon länger keine Frauen* mehr zur Wahl gestellt.

Was wir tun...

Die Arbeit des Frauenrats lässt sich grob zwei Bereichen zuordnen, wobei diese in der Praxis nicht klar voneinander getrennt sind. Der eine Bereich umfasst die Mitarbeit in den Gremien und in den Verfahren der Stellenbesetzungen, der andere Bereich ist die feministische Unterstützungs- und Förderarbeit. Konkret bedeutet dies in Bezug auf den ersten Bereich, dass wir in allen relevanten hochschulpolitischen Fachbereichsgremien präsent und beratend tätig sind. D.h. wir verfügen in keinem Gremium über ein Stimmrecht, sondern maximal über ein Vetorecht. Weiterhin begleiten wir alle Berufungsverfahren – dies sind die Verfahren in denen die Professor*innen berufen werden – und möglichst alle Einstellungsverfahren im Mittelbau sowie auf der Verwaltungsebene. Dies soll dazu beitragen, dass Frauen bei der Besetzung von (bezahlten) Stellen am Fachbereich nicht benachteiligt werden.

Feministische Unterstützungs- und Förderarbeit bedeutet zunächst für die Frauen* des Fachbereichs ganz konkret ansprechbar zu sein in Fällen von sexueller Belästigung, Diskriminierungserfahrungen, aber auch bei sexistischen Vorfällen wie beispielsweise frauenfeindlichen oder homophoben Äußerungen in Lehrveranstaltungen. Der Frauenrat ist in diesen Fällen eine Institution, an die sich gewendet werden kann, sei es um über das jeweilige Anliegen zu sprechen oder Informationen über spezialisierte Beratungs- und Unterstützungsstrukturen einzuholen oder gegebenenfalls weitere Schritte – auch öffentlich – einzuleiten.

Hierfür sind wir mit anderen feministischen und gleichstellungspolitischen Institutionen an der Universität vernetzt. Ansprechbar sind wir auch für Fragen zur Vereinbarung von Studium bzw. Beruf und Kind.

Zu diesem Bereich gehört es auch feministische Inhalte an der Universität zu stärken. Ansprechbar ist der Frauenrat daher auch für Fragen zu feministischer Forschung und Lehre am Fachbereich. Darüber hinaus setzen wir auch immer mal wieder eigene Akzente durch Veranstaltungen, die Herausgabe der Zeitschrift *Ratsfrau*, oder die Unterstützung des Frauen*raums bzw. des Feministischen Salons. Der Frauenrat unterstützt außerdem auch andere feministische Selbstverwaltung und Projekte an der Universität. Auch hierfür kann sich Jede* an den Frauenrat wenden.

Und wie...

Der Frauenrat versteht sich als ein politisches Gremium. Dieser Anspruch wird versucht auch in der eigenen Verfasstheit umzusetzen. Daher arbeitet der Frauenrat in seiner Form im Sinne eines Ratsmodells und nicht, wie anderweitig oft üblich, in Form einer einzelnen Frauenbeauftragten. Durch das Ratsmodell ist es möglich, dass die unterschiedlichen Statusgruppen gleichberechtigt ihre Perspektiven und Interessen vortragen und diskutieren können, um dann zusammen Lösungen zu finden. Diese Erfahrung der gemeinsamen Selbstverwaltung von Frauen*, die jeweils anderweitig an der Universität involviert sind – sei es als Student*in oder Administrator*in –, ohne Vorgesetzte* ist besonders wertvoll und gegenwärtig eines der wenigen Relikte basisdemokratischer Zusammenarbeit an der Universität.

So könnt ihr uns erreichen...

In der Vorlesungszeit tagt der Frauenrat einmal wöchentlich. Währenddessen bieten wir eine Sprechstunde für alle Frauen* am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an. Die jeweiligen Zeiten findet ihr am Büro des Frauenrats (2.G163) und im feministischen Salon (2.G215).

Oder auf unserer Homepage: <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/39476932/frauenrat>

Ihr könnt euch auch per Mail an uns wenden: frauenrat-fb03@soz.uni-frankfurt.de

UniKiStA

Eine Informationsplattform rund um das Thema
Kind | Studium | Arbeit



»[...] darum geht es, dieses Selbstverständnis zu fördern von Müttern und Vätern. Zu sagen, es sollte selbstverständlich sein, dass mein Vertrag verlängert wird. Meine Erfahrung war, du hast null Info und du hast totalen Schiss, was es für dich bedeutet, wenn du schwanger bist. Und zu wissen, dass man einfach Rechte hat und überhaupt [...] dieses Gefühl zu kennen, das ist schon sehr viel wert.«¹

Sich durch den Wust an Informationen zu kämpfen war zeitaufwändig. Das Wissen für (werdende) Eltern über Rechte und finanzielle Unterstützungen als Arbeitnehmer_in und Student_in an der Uni, die räumlichen Einrichtungen auf dem Campus und ähnlichen Dingen, die in dem Lebensabschnitt relevant werden, war verstreut und unübersichtlich; auch für Arbeitgeber_innen. Immer wieder wurden die damaligen Frauenrätinnen des FB03 auf das Problem aufmerksam gemacht. Es drängte sich der Eindruck auf, dass eine Auseinandersetzung darüber im öffentlichen Raum der Universität deplatziert ist. Deswegen rief der Frauenrat 2011 das Projekt UniKiStA – Studieren und Arbeiten an der Uni mit Kind ins Leben, das mit finanzieller Unterstützung aus dem Ruth-Moufang-Fond und dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften nach und nach in Form einer Informations-Homepage umgesetzt wurde.

Ziel der Homepage ist eine verständliche und gebündelte Aufarbeitung von Informationen, rechtlichen Hinweisen und weiterführenden Kontaktadressen, um einen schnellen Überblick zu ermöglichen. Das mag verwundern, warum die Frauenrätinnen sich die langwierige Arbeit an Recherche und technischer Aufbereitung gemacht haben angesichts der umfangreichen und immer aktualisierten Homepage des Gleichstellungsbüros zum Thema. Als das UniKiStA-Projekt im Entstehen war, gab es diese oder ähnliche Seiten allerdings nicht. Die vorhandene Lücke haben die Frauenrätinnen mit ihrem Vorstoß erst sichtbar gemacht und dem Gleichstellungsbüro einen wesentlichen Anstoß gegeben eine solche Homepage für das uniweite Spektrum anzubieten. Die UniKiStA-Seite galt dabei als inspirierendes Vorbild und das Gleichstellungsbüro hat viele Anregungen für die Erstellung der eigenen Seiten erhalten. Allerdings möchte die UniKiStA-Seite mehr sein als eine neutrale Informationsplattform. Sie hat den Anspruch ein sichtbares Zeichen zu setzen, dass Leben und Arbeiten mit Kind(ern) nicht in den Raum des „Privaten“ gedrängt werden sollte. Es gehört zum Uni-Alltag, sollte damit vereinbar sein und in diesem Sinne öffentlich sichtbar. Dafür braucht es klare rechtliche Regelungen und finanzielle Absicherungen durch die Universität.

¹ Auszug aus einem Statement einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin mit Kind am Fachbereich 03. Zu finden unter: www.fb03.uni-frankfurt.de/unikista im Abschnitt *Interviewausschnitte/Kommentare*.

Oft fühlen sich Eltern darauf zurückgeworfen die Erziehung des Kindes als individuell zu lösendes Problem wahrzunehmen.² Dabei dürfte offensichtlich sein, dass das nur als kollektive Aufgabe zu bewältigen ist, die nicht der trennenden Logik zwischen privat und öffentlich folgt. Die Realität sieht häufig anders aus. In einer patriarchal-kapitalistisch strukturierten Gesellschaft sind es außerdem nach wie vor überwiegend Frauen*, die im stärkeren Ausmaß mit Benachteiligungen, Mehrfachbelastungen und Diskriminierungen konfrontiert sind; so auch in der Universität.

Bei der Forderung nach einer „familienfreundlichen“ Universität ist die Gefahr nicht weit sich in einem wertekonservativen Diskurs wiederzufinden, der dem Ideal kleinbürgerlicher und heterosexueller Familien folgt. Auf der UniKiStA-Homepage wird versucht sich von stark normativ aufgeladenen und heteronormativen Vorstellungen von Familie abzugrenzen. So wird bspw. von „Eltern“ im Sinne rechtlicher Elternschaft gesprochen und weniger von „der“ Familie. Auch das ist nicht unproblematisch, weil bestimmte Formen von Elternschaft ausgeschlossen werden wie, gleichgeschlechtliche Partnerschaften und nicht eingetragene Lebensgemeinschaften. Die Beiträge versuchen die Problematik soweit es geht zu berücksichtigen, vor dem Hintergrund, eine grundsätzliche Vervielfältigung von Elternschaft und gemeinschaftlichen Lebensformen mit Kindern für erstrebenswert zu erachten. Wo gesetzliche Neuerungen familienkonservative Ideale reproduzieren und problematische Ausschlüsse mit sich bringen, wird das mit einem kritischen Kommentar explizit gemacht, so z.B. beim Betreuungsgeld.

Den Initiatorinnen war es ein besonderes Anliegen den Blick wegzuführen von der Vorstellung die Vereinbarkeit von Kind und Uni sei ein individuell zu lösendes Problem. Dies haben sie geschafft über die Eingliederung von Interviewausschnitten und Kommentaren auf der Homepage. Sie führten Interviews mit Student_innen, wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen sowie Professor_innen des Fachbereichs 03, um sie nach ihren eigenen Erfahrungen zu befragen. Außerdem wurden die persönlichen Einschätzungen ergänzt durch Statements von Lehrenden, die das Thema mit dem eigenen Forschungsfeld in Verbindung setzten. Die sozialwissenschaftliche Einordnung macht die strukturelle Verortung deutlich von einem Leben und Arbeiten mit Kind in einer unternehmerisch agierenden neoliberalen Hochschule und Gesellschaft.

² Siehe hierzu auch die weiteren Statements zu persönlichen Erfahrungen von Student_innen, Mitarbeiter_innen sowie Professor_innen auf der Homepage.

Eine Besonderheit der Seite sind außerdem die gut recherchierten und differenziert aufgeführten Informationen und Adressen für Studierende ohne deutschen Pass. Hier stellen sich spezifische Fragen und Hürden zur Vereinbarkeit von Studium und Kind. Häufig ist es schwierig die Rechtslage und finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten zu durchblicken, in der nach Herkunftsland, Grund, Dauer des Aufenthalts und Ähnlichem differenziert werden muss. Für eine bessere und breitere Zugänglichkeit der Informationen sollen die Seiten bald auch in (zumindest) englischer Sprache verfügbar sein.

Seitdem das UniKiStA-Projekt ins Leben gerufen wurde hat sich mit dem Umzug vom Campus Bockenheim zum IG-Farben-Campus im Uni-Alltag des Fachbereichs 03 viel verändert. Im Afe-Turm, wo die Gesellschaftswissenschaften bis 2013 untergebracht waren, gab es einen selbstverwalteten Eltern-Kind-Raum, der zum Spielen, Ausruhen, Wickeln oder Arbeiten genutzt wurde. Obwohl der Raum auf großen Zuspruch traf und eine wichtige Errungenschaft war, konnte kein gleichwertiger Ersatz auf dem neuen Campus geschaffen werden. Zwar wurde mit einiger Verzögerung ein Eltern-Kind-Raum im Gebäude der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften eingerichtet. Allerdings bleibt er bislang der campusweit einzige Raum. Angesichts überfüllter Seminarräume und universitärer Betreuungseinrichtungen sowie einem generellen Mangel an selbstorganisierten Räumen und Rückzugsorten, bleibt dieses Manko weiterhin zu kritisieren. Auch die weiten und zeitraubenden Wege, die dafür zurückgelegt werden müssen, laden nicht dazu ein das Kind mit an die Uni zu nehmen. Ein schneller Rückzug zum Ausruhen zwischen den Seminaren wird durch die eingeschränkten räumlichen Möglichkeiten stark erschwert.

Die UniKiStA-Homepage soll auch weiterhin dazu dienen aktuelle Informationen, rechtliche Änderungen und Übersichten zu finanziellen Förderungsmöglichkeiten leicht und übersichtlich zugänglich zu machen, um dem Thema die relevante Sichtbarkeit im universitären Alltag zu geben. Außerdem soll sie einen indirekten Austausch von Erfahrungen ermöglichen über eltern- und kindgerechte Räume auf dem IG-Farben-Campus oder neuen Unterstützungskonzepten wie der FamilyPlus-Card durch die Aktualisierung von Kommentaren und Interviewausschnitten. So können erfreuliche Errungenschaften geteilt sowie strukturellen Mängeln und Unzulänglichkeiten Gehör verschafft werden. Wer hierzu etwas beitragen möchte, ist herzlich eingeladen die gemachten Erfahrungen weiterzugeben, um die Kommentare und Inhalte der Seite zu vervollständigen und aktuell zu halten.





0.351

0.351

Kneipen- abend





Just another Kneipenabend

OK, alles ein bisschen schmutzig. Ich sehe mich um. Kein bekanntes Gesicht hier. Aber das ist bei dem schummrigen Licht der paar Kerzen, die auf den Tischen stehen, und dem Zigarettenrauch auch kein Wunder. Egal – ich setze mich trotzdem mal an einen der Tische. Vielleicht ergibt sich ja ein nettes Gespräch ...

Clara¹: ... dass wir uns positionieren wollen, aber vielleicht geht es gerade darum, sich nicht zu positionieren.

Lina: Wir müssen doch mal für uns klar kriegen, warum wir uns Frauenrat nennen und nicht »Gleichstellungsrat« oder »-büro«.

Emma: Ich verbinde mit Gleichstellungsbüro eher die Idee von Männer- und Frauenquoten und eben nicht unbedingt feministische Positionen. Bei dieser Denkstruktur scheint es immer noch so zu sein, dass der Mann den Status quo ausmacht, an den sich die Frau angleichen soll.

Audre: Aber bleiben wir nicht selbst ganz oft in unserer Arbeit dabei stehen? Geht es in Einstellungskommissionen nicht gerade „nur“ um Gleichstellung?

Lina: Wir verstehen unsere Arbeit aber doch als mehr als nur einen „Ausgleich“ zu schaffen, sie soll darüber hinausgehen und bestenfalls »utopisch« sein. Wir wollen Irritationen der Normalität hervorrufen — der Status quo soll provoziert werden!

Clara: Naja, der Frauenrat bleibt doch sowieso hinter seinen »revolutionären« Möglichkeiten zurück... — Noch 'n Bier für mich!

¹ Die hier zitierten Personen sind rein fiktiv. Die namentlichen Übereinstimmungen mit historischen Vertreterinnen des Feminismus sind rein zufällig.

Just another Kneipenabend

ich: Geht es euch eigentlich nur darum, dass Frauen die Stelle bekommen, oder dass frauenpolitische Themen an die Uni kommen, die auch von Männern bearbeitet werden können. Und umgekehrt: Sind frauenpolitische Themen per se »gut«? Stichwort: »Gender mainstreaming« oder »Diversity«? Das ist doch ein Konflikt in der Arbeit des Frauenrates!

Jill: Ja schon. Aber man muss sich auch fragen wie häufig kommt das denn in der Realität vor, dass sich ein Mann mit feministischen Themen beschäftigt?

Emma: Außerdem sind frauenpolitische Themen an der Uni nicht zwingend verbunden mit radikaler Gesellschaftskritik. Es gibt einige Seminare an der Uni, die sich mit der Gender-Thematik auseinandersetzen, aber da fehlt in den meisten Fällen der gesellschaftskritische Anspruch.

Audre: Ja genau, das sind keine feministischen Seminare.

ich: Das klingt ja alles sehr frustrierend

Emma: Die politische Arbeit des Frauenrats geht aber ja nicht in der Begleitung von EKs und BKs auf. Deshalb geben wir beispielsweise die Ratsfrau heraus, haben den feministischen Salon initiiert und vernetzen uns mit anderen Frauenrätinnen der Uni, um auch mehr politische Wirkung zu erreichen.

Clara: Ok ja, aber im Endeffekt müssen wir uns auch nichts vormachen, wir sind auch nur eine Stimme am Rand. Dazu kommt, dass Universitäten leistungsorientiert arbeiten. Es ist klar, dass es in den Berufungskommissionen darum geht, was du vorweisen kannst an Veröffentlichungen, an Prestige und so weiter... Da können wir eine Person noch so toll finden, wenn sie den Maßstäben nicht genügt, hat sie keine Chance. Die politische Wirksamkeit ist also sehr begrenzt.

ich: Warum interessieren sich eigentlich die Professorinnen des Fachbereichs so wenig für die Arbeit des Frauenrates? Die müssten doch eigentlich genau wissen, wie schwierig es ist, als Frau in eine solche gehobene Position zu kommen.

Lina: Naja, das liegt bestimmt an der Arbeitsüberlastung, an zeitökonomischen Gründen.

Clara: Bestimmt. Andererseits: Wer ist heute schon nicht arbeitsüberlastet? Das gilt genauso für die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, die Verwaltungsangestellten und die Studentinnen.

ich: Ist es eigentlich in Zeiten queer-feministischer Politiken nicht überholt von „Frauen“ zu sprechen?

Just another Kneipenabend

Audre: Oh, darüber haben wir schon oft diskutiert! Die praktische Arbeit zeigt aber, dass die theoretische Dekonstruktion von Geschlecht nichts an der Realität ändert. Frauen sind strukturell auf vielen Ebenen benachteiligt, Ausschluss und Diskriminierung gründen nach wie vor auf der Kategorie Geschlecht.

Emma: Das kann sich aber natürlich auch auf Personen beziehen, die sich geschlechtlich jenseits der binären Ordnung verorten und sich beispielsweise als trans* oder inter verstehen...

Jill: Da hast du Recht. Aber bei der expliziten Benennung „Frau“ geht es mir auch um Fragen der Repräsentation und Sichtbarmachung. „Frau“ als gesellschaftlich verankerte Kategorie ist nicht einfach aufzulösen...

Emma: Und wie wäre es, wenn wir uns Frauen*-Rat nennen?

Jill: Also das Sternchen finde ich als Lösung fragwürdig. Für mich ist das sehr schwammig. Irgendwie sind alle mitgemeint und irgendwie auch nicht. Wirklich sichtbar sind hier eigentlich nur Frauen. Dann fänd ich es besser, wenn wir beim Namen Frauenrat bleiben und ihn ergänzen um „Gremium für FrauenLesbenTransInter“?

Emma: Ja, find ich gut. Dann wäre auch klarer, für wen wir kämpfen und für wen wir uns konkret einsetzen wollen. Die Gruppenbezeichnungen gehen erst aus sozialen Kämpfen hervor, durch das Sternchen verschwinden sie einfach!

Clara: Für mich wäre so eine Erweiterung auch wichtig, um sich gegen andere „frauenpolitische“ Vereinnahmungen zu wehren und uns bspw. von christlichen Frauengruppen zu distanzieren.

Jill: Ja! Aber heißt das dann nicht, dass wir uns stärker auf den Feminismus beziehen sollten? Statt Frauenpolitik also eher feministische Politik?

Clara: Genau, wir wären dann ein „Feministisches Gremium“. Das würde auch ein biologisches Verständnis von „Frau“ im Kontext unserer Politiken und Praxen aufheben und die Idee eines Geschlechterkontinuums sichtbar machen.

Jill: Und wir könnten uns deutlicher positionieren. Als Feministinnen üben wir schließlich Kritik an Konzepten von Gendermainstreaming und Diversity...

ich: Warum heißt ihr eigentlich FrauenRAT und nicht Frauenbüro oder Frauenbeauftragte?

Just another Kneipenabend

Lina: Ein zentraler Unterschied ist, dass wir von den jeweiligen Statusgruppen gewählt werden und jede Frau aus den verschiedenen Statusgruppen kandidieren kann. Es ist ein demokratisch-partizipatives Modell im Gegensatz zu einem Frauenbüro mit institutionalisierten Mitarbeiterinnenstellen. Es handelt sich also um ein politisches Mandat, das man durch die Wahl von seiner Statusgruppe erhält.

Audre: Ein Büro steht für mich auch eher für das Dienstleistungsorientierte. Der Rat enthält zudem bereits das Wort »beraten«: dass man um Rat sucht, das Beraten untereinander, dass man Ratschläge gibt und dass man eine beratende Funktion hat in den EKs und so weiter. Ich finde, das ist ein schöner Begriff.

Emma: Wenn ich an den Begriff des Rates denke, habe ich eine historische Dimension im Kopf, aber auch das Basisdemokratische, Selbstverwaltete. Nicht nur in Bezug auf die Aufgabe, sondern auch in Bezug auf Bedürfnisse und Bedürfnislagen. Es handelt sich um einen Kampf um Bedürfnisse und deren organisierte Umsetzung. Es gibt eine Diskrepanz zwischen der Form und der Praxis. Aber auch, weil sich unsere Praxis in Teilen mit einer Dienstleistung überschneidet.

Clara: Ja, eigentlich verstehen wir uns eher als Rätefeministinnen!

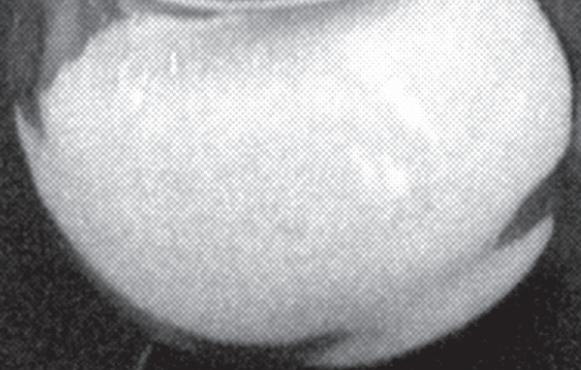
Audre: Und warum verbringen wir dann so viel Zeit in BKs und EKs?

Lina: Ich finde das aber total wichtig, dass das auch gemacht wird.

Jill: Ja, ich fänd' es schlimm, wenn keine Frauenvertretung in den Gremien sitzen würde. Gleichzeitig wäre es schön, wenn es eine stärkere feministische Bewegung an der Uni gäbe.

Clara: Ich stelle mir einen Rat aber anders vor. Ein Rat macht nur Sinn, wenn man einen feministischen Kampf als Basis hat und es vielleicht Leute gibt, die sich über die Ratsform in die universitären Strukturen einbringen.

Audre: Aber nur, weil es gerade nicht die Zeit für diese Vorstellung von einem Rat ist, nur weil sie aktuell nicht möglich ist, heißt es ja nicht, dass wir die Idee davon aufgeben müssen. Es ist bestimmt zeitgemäßer, sich Frauenbüro oder Frauenbeauftragte zu nennen, aber uns geht es darum, mit dem Namen Frauenrat an diese andere Möglichkeit – auch einer feministischen Praxis – zu erinnern.





Frauen-
café

Geschichte und Idee eines feministischen Raumprojekts

Frauencafé — Frauen*raum — Feministischer Salon

Im Turm auf dem ehemaligen Campus Bockenheim gab es über 25 Jahre das Frauencafé im 21. Stock. Dieser Ort war, verstärkt seit den 90er Jahren, ein wichtiger Teil der studentischen feministischen Praxis an der Universität. Dort fanden seit Jahren diverse Veranstaltungen, Projekte, Lesekreise, autonome Tutorien, Frauenfrühstücke, Workshops und Vorträge mit feministischem Anspruch einen Ort. Auch für die Arbeit des Frauenrats des Fachbereichs 03 war das Frauencafé unerlässlich: die Frauen-Vollversammlungen und Wahlen der Vertreterinnen des Frauenrates fanden dort statt sowie die wöchentlichen Plena der studentischen Vertreterinnen des Frauenrates. Doch auch für die alltägliche Beschäftigung, einfach um mal auszuspannen, in Ruhe zu lesen oder sich bei Kaffee in angeregte Diskussionen zu verwickeln, fanden sich immer wieder viele dort ein.

Mit dem Umzug des Fachbereichs 03 ins PEG auf den IG Farben Campus drohte diese Struktur zu verschwinden. Es konnte jedoch, trotz des Widerstands von Seiten der Universitäts- und Fachbereichsleitung, dank studentischer Unterstützung durch die Fachschaft des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften ein Raum erstritten werden, in dem die Idee des Frauencafés fortgeführt und weiterentwickelt wurde und wird.

Im PEG 2G 215 befindet sich nun der Feministische Salon als einziger Frauen*raum an der Goethe Universität Frankfurt. Wie dieser Raum den Namen des Feministischen Salons erhielt und was für eine Idee dahinter steckt, wird in dem dazugehörigen Artikel in dieser Ausgabe näher beleuchtet.

Den Feministischen Salon – Frauen*raum sollen Frauen* nach ihren Bedürfnissen und Vorstellungen nutzen können, sei es um sich beispielsweise zurückzuziehen oder um sich regelmäßig zu treffen. Wichtig ist, dass dieser Raum in unterschiedlicher Form gefüllt und gestaltet wird und dass sich die Frauen*, die diesen Raum nutzen wollen, wohl fühlen. Denn dieser

Raum ist nicht beliebig, sondern ist als feministisches Projekt ein kritisches Moment im (universitären) Normalvollzug. Was das bedeutet soll hier kurz ausgeführt werden.

Der Frauen*raum ist an erster Stelle für alle, die sich als Frauen* verstehen und/oder als solche von anderen gelesen werden. Es ist eine bewusste Entscheidung, dass nicht jede_r immer diesen Raum einfach für sich beanspruchen und betreten kann. Indem dieser Raum an einem öffentlichen Ort wie der Universität ausschließlich durch Frauen* vielfältig selbst verwaltet wird, unterscheidet er sich maßgeblich von anderen Räumen. Der grundlegende Unterschied ist offensichtlich: diejenigen, die männlich sozialisiert sind und sich auch als Männer verstehen, können den Raum nicht selbstverständlich nutzen und sind – außer in Ausnahmefällen – ausgeschlossen. Der weitergehende Gedanke dahinter ist, dass Geschlechter(-verhältnisse) im historisch-gesellschaftlichen Kontext konstruiert, verankert und umkämpft sind und somit auch verändert werden können. Vor dem Hintergrund einer weiterhin von sexistischen Machtverhältnissen durchzogenen Gesellschaft ist der bewusste Ausschluss von Männern eine politische Entscheidung. Denn indem dieser Raum sich in dieser Form von den meisten anderen Räumen unterscheidet, kann er gleichzeitig zur Möglichkeit des Rückzugs aus dem heterosexistischen Alltag werden und somit für Frauen* neue Handlungsspielräume offen legen, oder, wenn nötig, eine Form des Schutzraumes sein.

Der Feministische Salon wird für bestimmte Anlässe und Veranstaltungen auch für alle (Geschlechter) geöffnet. Diese Veranstaltungen werden im Belegungsplan oder in ihren Ankündigungen als solche dann auch kenntlich gemacht. Dass der Raum in diesem Kontext auch für alle geöffnet wird, entsteht zum einen aus der Notwendigkeit heraus, kritische

feministische Inhalte an der Universität zu stärken und für alle zugänglich zu machen – da diese Themen zum Glück Menschen mit allen möglichen Geschlechtern interessieren. Zum anderen aus dem Problem heraus, dass der an dieser Universität für studentische und kritische Projekte zur Verfügung stehende Raum längst unzureichend ist.

Weder das eine noch das andere kann der feministische Salon vollends lösen, wie so vieles nicht. Aber er zeigt die Probleme auf und ist gleichzeitig ein Ort an dem eine Kritik erprobt sowie ein Teil der Lösung ausprobiert werden kann.

Doch wie mit dem Umzug auf den neuen Campus deutlich wurde, kann auch in Zukunft nicht davon ausgegangen werden, dass ein solcher Raum in seiner Existenz unangefochten bleibt. Die Voraussetzung dafür, dem etwas entgegenzusetzen oder sich dazu zu verhalten, wäre eine beständige (Platt-)Form der Vernetzung, welche über die regelmäßigen feministischen Frauen*frühstücke, die Frauen*VVs oder die Institution des Frauenrats hinausginge. Entscheidend sind diejenigen, die den Raum nutzen und das Projekt als wichtig erachten. Diese könnten eine organisierte Basis schaffen, die den Raum trägt, aber auch immer wieder die politische Diskussion und Auseinandersetzung um die Gestaltung des Raums führen würde. Erste Anläufe dafür gibt es bereits.

In diesem Sinne: Still loving feminism. Kommt vorbei!

Frau soll Ausdruck einer Vielzahl geschlechtlicher Lebensweisen sein, wobei jedoch die Kategorie und Position Frau ihre realexistierende Wirkmächtigkeit hat; aus diesem Grund das Beibehalten des Begriffs Frau und die Irritation durch das Sternchen.*



FRAL

FRAL

LEEN



MM

Ein neuer Name: »Der Feministische Salon«

Mit dem Umzug der Fachbereiche vom AFE-Turm an den IG Farben Campus war auch der Umzug des dort gelegenen »Frauencafés« verbunden. Durch den Umzug bekam das ehemalige Frauencafé aber nicht nur eine neue Adresse, sondern auch einen neuen Namen. Das Nachfolgende soll verdeutlichen, welche Bezüge wir mit diesem herstellen wollen und was es bedeuten könnte einen »Feministischen Salon« an der Uni zu haben.

Die Bezeichnung »Salon« soll die Verbindung zu jenem Phänomen herstellen, das bereits im 17. Jahrhundert in Frankreich entstanden ist, sich im 18. und 19. Jahrhundert ausgeprägt hat und noch in letzten Zügen auch im 20. Jahrhundert anzutreffen war.¹ Dabei sind sowohl Assoziationen zu rauchenden und trinkenden Abendgesellschaften, wie auch zu gehobenem intellektuellem und künstlerischem Austausch denkbar. Die entscheidende Figur zu allen Zeiten und Orten war dabei die Salonnière; sie hat die Salons ins Leben gerufen, war Gastgeberin, oftmals intellektuelles Zentrum, Kritikerin, Ratgeberin, Mentorin und Freundin. Damit waren die Salons nicht nur die Erfindung von Frauen, sondern dienten ihrer Selbstverwirklichung und ihrem Streben nach (politischer und gesellschaftlicher) Freiheit. Die Salons stellten lange Zeit den einzigen Raum dar, in dem zumindest die Frauen der gehobenen Gesellschaft Zugang zur Öffentlichkeit hatten und vor allem Zugangsmöglichkeiten zu Bildung bekamen. Die Gesellschaft, die sich zum »jour fixe«, zur »Mittwochsgesellschaft« oder zum »Teetisch« traf, war keine verbindliche und je nach Ausrichtung des Salons mehr an Literatur, Kunst, Musik oder Politik interessiert. Dabei war das Zusammenkommen beruhend auf Unverbindlichkeit, Freiwilligkeit und oftmals mit persönlicher Zuneigung oder Zuwendung zum Haus der Salonnière verbunden. Das regelmäßige Zusammentreffen dieser freien Assoziationen stand im Zeichen des Amüsemments, der Rekreation und der geistigen Anregung; man traf sich zur »geselligen Freiheit«. Der Kreis der Auserwählten war dabei zwar zwanglos, aber durchaus elitär. Die Salonnière bestimmte, wer Zugang zum Salon bekam, wer eingeladen wurde, welche Gäste mitgebracht werden durften. Wichtigstes Kredo war das Ideal der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bzw. Schwesterlichkeit. So waren die Salons in ihren besten Tagen von Toleranz, Kosmopolitismus und Weltbürgertum geprägt. Die einschlägigen Salons waren bald international bekannt und so galt es als selbstverständlich als Reisende in diesem oder jenem Salon an den Gesellschaften teilzunehmen. Die gebotene Verpflegung, bona oder mala fide genannt, blieb dabei eher spartanisch (Tee und Butterbrote). Im Zentrum stand eben nicht die feste Tischordnung des Diners und die damit verbundene Steifheit und Ordnung. Vielmehr sollte dies durchbrochen werden und ein freies Bewegen in den Räumlichkeiten der Salonnière ermöglicht werden, um mit verschiedenen Gästen in unverbindlichen Gesprächen zusammen zu kommen. Unter diesen Bedingungen sind die Salons als notwendige historische Voraussetzung für die Frauenbewegung zu verstehen; sie sind die Wiege der frühen Frauenbildungsvereine und ähnlicher sozialpolitischer Unternehmungen.

Es dürfte klar sein, dass eine Bezugnahme auf die Salons der vergangenen Jahrhunderte keine kontinuierliche Aneignung und Weiterführung sein kann. Dennoch bleiben viele

¹ Grundlage der historischen Darstellung bildet die Veröffentlichung von Petra Wilhelmy-Dollinger (1989): Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780 - 1914), Berlin: de Gruyter.

Momente des Phänomens aktuell bzw. weisen auf Probleme, Schwierigkeiten und Möglichkeiten von heute hin. Im Folgenden sollen einige Anknüpfungspunkte für unseren Raum dargestellt werden.

Ein wichtiges Element der Salons ist die Selbstermächtigung. Niemand hat den Frauen damals gesagt, sie sollen Salons gründen. Frauen haben sich schlicht den Raum und die Zeit genommen zu verwirklichen, was ihnen wichtig war. Bald wurde klar, dass hier eine intellektuelle Auseinandersetzung möglich wird, die sonst verwehrt wurde. Der sonst versperrte Weg zu Bildung und Öffentlichkeit wurde über diesen Umweg doch erreicht. Dass wir heute diesen Raum an der Uni haben, ist damit in gewisser Hinsicht auch das Verdienst dieser Frauen. Wir müssen heute nicht mehr um den Zugang zu Bildung, aber immer noch um bestimmte Positionen beispielsweise im akademischen Betrieb kämpfen. Gleichzeitig gilt es zu reflektieren, dass unser Raum in der Öffentlichkeit liegt; unsere »Salons« müssen sozusagen nicht mehr in unseren Privaträumen stattfinden. Die Frage der Öffentlichkeit verschiebt sich vielmehr hin zu Fragen, die insbesondere am IG Farben Campus zu bedenken sind: wie öffentlich wollen wir die Uni haben? Wer hat Zugang? Wie integriert sich die Uni in die Stadt? Dabei sollten wir das Vorrecht der Salonnières jedoch durchaus nutzen und bestimmen wer Zugang zu unserem Salon hat und wer nicht. In diesem Sinne ist es richtig, dass nur einem »Kreis der Auserwählten« der Zugang gewährt wird – Männer sind im feministischen Salon grundsätzlich nicht erwünscht. Die Frage nach der Aktualität eines Salons lässt sich auch daran erkunden, inwiefern die Ziele, Versprechen und Hoffnungen der Salons verwirklicht worden sind. Freiheit, wahre Humanität, die Idee einer freien Assoziation freier Individuen harren ihrer Verwirklichung noch aus. So steckt in der Umbenennung auch ein gewisser Hang zur »Salon-Romantik« und damit verbunden ein Hauch von melancholischem Rückblick auf all die ungenutzten Möglichkeiten, letztlich das Scheitern der Menschheit sich als solche erst zu konstituieren. In dieser Melancholie soll aber gerade das »Dennoch« zur Geltung kommen: dass die Versprechen doch eingelöst werden können. In diesem Sinne sollte unser Salon auch als jener utopische Raum gedacht werden, den ja auch damals die Salons in gewisser Hinsicht dargestellt haben: ein Raum in dem möglich ist, was in der Gesellschaft (noch) unmöglich erscheint.

... Ganz abgesehen natürlich von der Vorstellung mondäner rauchschwaden-durchzogener intellektueller, künstlerischer, literarischer, politischer Nachmittage und Abende –

mit Champagner
und **Whiskey!**

Ein Leben jenseits der Institutionen

Marie d'Agoult (1805-1876)

Die Anfang des 19. Jahrhunderts in Frankfurt am Main geborene Marie d'Agoult ist heute vor allem bekannt aufgrund ihrer Liebesbeziehung zu Franz Liszt und anderen berühmten europäischen Männern des 19. Jahrhunderts. Auch berühmt ist ihre mit Liszt gemeinsame Tochter Cosima, spätere Ehefrau Richard Wagners. Weniger präsent sind ihre Tätigkeit und ihre Verdienste als Journalistin und Historikerin. Zu Unrecht, gelten doch gerade ihre Analysen und Berichte über „the Prussian Diet of 1847, her work on the 1848 revolution in France and her history of the founding of the Dutch Republic“¹ als besonders objektiv, präzise und weitsichtig – eine Seltenheit unter den französischen, zeitgenössischen Historikern.² Gleichzeitig geben ihre Schriften Aufschluss über Sichtweisen, Handlungs- und Einflussmöglichkeiten von (schreibenden) Frauen ihrer Epoche.

D'Agoult wurde 1805 als Marie de Flavigny in eine wohlhabende Familie geboren. Der Vater war französischer Aristokrat, die Mutter entstammte einer gut situierten Frankfurter Bankiersfamilie. Marie wuchs zweisprachig auf. Nach dem Umzug von Frankfurt nach Paris unterrichtete sie ihr Vater in französischer klassischer Literatur. Das war wichtig für ein späteres Leben in der französischen Aristokratie. Nach der arrangierten Hochzeit mit Comte Charles d'Agoult gründete Marie in Paris einen Salon in dem Künstler/

innen, Literat/innen, Historiker und Politiker zusammenkamen und sich austauschten. Marie nutzte diese Treffen und ihre Kontakte, um sich selbst weiterzubilden. Diese Salons waren für Frauen ihrer Zeit oftmals die einzige Gelegenheit, nicht nur am politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Leben teilzunehmen, sondern dieses auch aktiv mitzugestalten. Deziert politische Frauenclubs wurden schon recht früh nach der französischen Revolution wieder verboten und Frauen 1793 das Bürgerrecht abgesprochen.

Unter den bekanntesten Salon-Mitgliedern waren unter anderem Heinrich Heine, Frédéric Chopin, Alphonse de Lamartine und weitere französische Politiker, vor allem Republikaner sowie Franz Liszt, mit dem sie eine Liebesbeziehung begann. Für ein unkonventionelles Leben zusammen mit Liszt verließ d'Agoult 1835 ihren Ehemann und ihr bisheriges Leben. Liszt und d'Agoult lebten in verschiedenen Ländern Europas und bekamen drei Kinder. Ihr Schritt ist insofern bemerkenswert, als dass sie sich damit gegen alle bestehenden gesellschaftlichen Konventionen wandte. 1816 war in Frankreich die Scheidung verboten worden und schon vorher, durch Napoleons Code Civil, waren die Rechte von verheirateten Frauen gegenüber ihren Männern erheblich eingeschränkt worden. Gar nicht erst zu heiraten, stellte aufgrund ökonomischer und auch gesellschaftlicher Zwänge keine wirklich bessere Option dar.



¹ Stock-Morton, Phyllis: Daniel Stern, Historian, in: *History of European Ideas*, Vol. 8, No. 4/5, 1987, S. 489-501, S. 489.

² Da sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die moderne wissenschaftliche Geschichtsschreibung an die Universitäten verlagerte, damals ein exklusiv männlicher Raum, wird hier nur von Historikern gesprochen. Das soll nicht heißen, dass es keine Frauen gab, die Geschichte schrieben, nur eben außerhalb der Institutionen und oft bezeichnet als „Amateurinnen“. Siehe hierzu: Paletschek, Sylvia: Die Geschichte der Historikerinnen. Zum Verhältnis von Historiografiegeschichte und Geschlecht, in: *Freiburger Frauenstudien* 20 (2007), S. 27-49. *BILD: it.wikipedia.org*

Wobei d'Agoult durch ihren familiären Hintergrund finanziell recht unabhängig war.

1839 kehrte sie nach Paris zurück und wurde mit Hilfe von Delphine Gay de Girardin wieder in die aristokratische Gesellschaft eingeführt. Gay de Girardin unterhielt ebenfalls einen Salon in Paris und deren Ehemann Emile de Girardin gehörte auch zu d'Agoults Salonteilnehmern. Auch d'Agoult richtete, neben einem eigenen Haushalt und eigenen Angestellten, wieder einen Salon in Paris ein und startete ein Jahr später eine berufliche Karriere als Schriftstellerin und Journalistin. Sie hatte vorher schon geschrieben, allerdings unter Liszts Namen. Über Liszt hatte sie weitere Intellektuelle kennengelernt, besonders erwähnenswert erscheinen hier Victor Hugo, einige Saint-Simonisten und vor allem Aurore Dupin, besser bekannt als George Sand. Letztere war wie d'Agoult und Gay de Girardin Schriftstellerin und pflegte ebenso einen unkonventionellen Lebensstil. Die drei waren ungefähr gleich alt und standen in Kontakt zueinander. Wie Dupin/Sand nutzte auch d'Agoult ein männliches Pseudonym unter dem sie schrieb: Daniel Stern. Sie veröffentlichte nicht nur einen Roman, sondern auch politische und historische Analysen und Berichte in verschiedenen Pariser Zeitungen, interpretierte deutsche Philosophie, Literatur und Politik ins französische, brachte sich autodidaktisch weitere europäische Sprachen bei und hatte genug Kontakte in einflussreichen Positionen, um an Informationen und Dokumente aus erster Hand zu kommen.

Als Frau durfte sie selbst keine öffentlich politische Rolle einnehmen – mit Blick auf ihre Tätigkeit als Historikerin kam ihr diese erzwungene „Nichtbeteiligung“ aber zugute, wurde sie von vielen als politisch neutral wahrgenommen. Sie wohnte 1847 in Berlin Tagungen des Preußischen Landtags bei und fungierte so als Zeitungskorrespondentin, schrieb in Paris bereits während der '48er Revolution die Geschehnisse auf. Sie

konnte zwar in der ersten Woche der französischen Nationalversammlung ebenfalls teilnehmen, war aber entfernt vom eigentlichen politischen Machtzentrum. Daher sammelte sie Informationen und Aussagen aus zweiter Hand und „spent more time pondering the meaning of events than did many of those involved in them.“³ Trotz der zeitlichen Nähe konnte sie aufgrund ihres angelesenen Wissens und Erfahrungsschatzes die Ereignisse recht scharfsinnig einordnen. Von Historiker/innen, die zu 1848 forschen, wird sie hoch geschätzt.

Ihre Schriften sind aber nicht nur interessant, um Aufschluss über die Ereignisse, über die sie berichtete, zu bekommen. Vielmehr zeigen sie, dass d'Agoult keineswegs die neutrale und distanzierte Frau war, als die sie vielfach wahrgenommen wurde: Es wird deutlich, dass sie mit den Republikanern und teilweise den Sozialisten sympathisierte. In die Republik setzte sie große Hoffnungen auf politischen Wandel. Trotz eigener, wohlhabender Herkunft interessierte sie sich für die Massenverelendung, die sie als Folge der Industrialisierung ansah, und die politischen Rechte der Frauen. Bei Letzterem dachte sie durchaus auch an eine gesetzliche Gleichstellung. Auch wenn sich d'Agoult nicht für die feministische und Frauenwahlrechtsbewegung ihrer Zeit einsetzte, ihnen sogar kritisch gegenüberstand, glaubte sie daran, dass „[t]he day that people can express its feeling in the making of laws, equality and fraternity will no longer apply exclusively to one sex.“⁴ Es wird deutlich, dass sie nicht nur daran glaubte, sondern dies als essentiell ansah. Die Möglichkeit der Gesetzgebung sah sie als eine Art und Weise sich selbst auszudrücken.

Whitney Walton schreibt d'Agoult, wie auch den anderen, bereits erwähnten Schriftstellerinnen, eine Art dritten Weg zu. Eine dritte Position zwischen der feministischen und der republikanischen Bewegung. Sie alle wären sich ihrer besonderen Position als Frauen bewusst gewesen und hätten den Weg der Publikation

³ Stock-Morton, Phyllis: Daniel Stern, S. 493.

⁴ Walton, Whitney: Writing the 1848 Revolution: Politics, Gender, and Feminism in the Works of French Women of Letters, in: French Historical Studies, Vol. 18, No. 4 (1994), S. 1001-1024, S. 1014ff.

gewählt, um so durch Ideen zu beeinflussen.⁵ Politik und Literatur waren für sie untrennbar miteinander verbunden und „to some extent writing was a substitute for political activism or at least the only means (along with sociability and conversation) for these women to be involved in political affairs.“⁶ D’Agoult war in dem Sinne also durchaus Teil der Politik. Nachdem die männlichen Revolutionsführer sie enttäuscht hatten, sah sie ihre Aufgabe als noch dringlicher an. Ein schönes Beispiel für ihre Sichtweise ist ihre Interpretation von Adam, Eva und dem Sündenfall, schon aus dem Jahr zuvor. Für d’Agoult symbolisiert der Apfel nicht die Sünde, sondern die Frucht des „tree of knowledge“. Eva befreie Adam aus seiner unwissenden Unmündigkeit.⁷ Die Geschlechterbeziehungen sieht sie so:

»Man resigns himself to this inactive and unthinking happiness, [...]. But woman, hearing in herself the voice of the spirit of liberty, accepts the challenge. She prefers sorrow to ignorance, death to slavery. At great peril she seizes the forbidden fruit with a bold hand; she leads man with her noble rebellion.«⁸

Eva ist die wahre Heldin der Geschichte. Überhaupt die erste Heldin der Geschichte, die unter Lebensgefahr für die Freiheit der Menschheit kämpfte. Ein Vorbild also, auch für d’Agoult selbst.

Innerhalb der bestehenden Strukturen und Institutionen konnten Frauen sich zwar nicht politisch artikulieren. Am Porträt von Marie d’Agoult wird aber deutlich, dass es durchaus politische und berufliche Handlungsmöglichkeiten gab. Sie trat nicht

als Politikerin in Erscheinung, kommunizierte aber dennoch via Salon und ihrer Arbeit als Publizistin, Historikerin und Korrespondentin vor Ort, wenn auch unter männlichem Pseudonym. Ihre Geschichte ermöglicht also auch alternative Erzählungen über ihre Zeit, vor allem über die revolutionären Ereignisse von 1848. Auch im privaten Bereich hielt sich d’Agoult nicht an Konventionen und befand sich in jeder Hinsicht „outside the establishment“.⁹ Wie Lynn Hunt es so schön ausdrückt:

»[she] married, because marriage was the only option other than the convent, but when [...] marriage[...] proved too constricting, [...] [she] escaped.«¹⁰

Es muss allerdings auch betont werden, dass sie sich das im wahrsten Sinne des Wortes leisten konnte und damit eine Ausnahme darstellte, denn finanziell unabhängig waren die wenigsten Frauen. D’Agoult beließ es jedoch nicht bei der privaten Verweigerung, sich unter diskriminierende Strukturen zu unterwerfen, sondern versuchte über ihren Beruf, diese aktiv zu ändern.

⁵ Walton, Whitney: Writing the 1848 Revolution, S. 1002.

⁶ Walton, Whitney: Writing the 1848 Revolution, S. 1007.

⁷ Vgl. Walton, Whitney: Writing the 1848 Revolution, S. 1001.

⁸ Walton, Whitney: Writing the 1848 Revolution, S. 1001.

⁹ Stock-Morton, Phyllis: Daniel Stern, S. 489.

¹⁰ Hunt, Lynn: Stirred Strings — Rezension von: Marie d’Agoult: The Rebel Countess von Richard Bolster; Georg Sand: A Woman’s Life Writ Large von Belinda Jack, in: The New Republic, May7, 2001, S. 36-40, S. 39, Spalte 2.

Feministische Proteste der Gegenwart —

Thesen und Prognosen

Im Jahr 2013 ging ein Ruck durch die bundesdeutschen Medien und Öffentlichkeiten: Als Reaktion auf sexistische Äußerungen des FDP-Politikers Rainer Brüderle entbrannte die sogenannte Sexismus-Debatte. Dabei traten feministische Initiativen massiv in den Fokus und sorgten dafür, diese Debatte über Monate hinweg nicht abbrechen zu lassen. Es gelang ihnen, ihre Forderungen und Perspektiven populär zu platzieren. Die feministische Online-Aktivistin Teresa Bücker beschreibt das Jahr 2013 als jenes des „erfolgreichen Agenda-Setting“¹ und appelliert daran, das Jahr 2014 zur Vernetzung der feministischen Initiativen und produktiven Arbeit zu nutzen.

Es zeichnen sich also neue Entwicklungen innerhalb der feministischen Szene ab. Junge Aktivist_innen modernisieren feministische Ausdrucksformen, indem sie die Aktionen der Gegenwart formulieren. Damit bringen sie den Feminismus auf die Höhe der (medialen) Zeit. Im Bestreben die Formen gegenwärtiger feministischer Proteste beschreiben und damit einordnen zu können, führte ich im Rahmen meiner Masterarbeit Expertinneninterviews mit Akteur_innen von Pinkstinks, FEMEN, TERRE DES FEMMES und zweien aus der Blogger_innenszene, unter anderem von der Hashtag #aufschrei-Kampagne. Während diese ihre öffentliche Präsenz und der Fokus auf feministische Themen eint, unterscheiden sie sich – verschieden stark – in ihren Protestformen und Schwerpunkten. Die Untersuchung bietet eine Annäherung an dieses soziale Phänomen der Gegenwart.

¹ Bücker, Teresa: Gestärkte Bewegungen, geschwächte Aktivistinnen? Das Dilemma des Onlineaktivismus. In: feministische studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. 32. Jahrgang, Mai 2014, Nr. 1. Intimitäten. S. 116-127. S. 123.



Aus der qualitativen Inhaltsanalyse der Interviews ergaben sich im Rahmen meiner Masterarbeit zehn Thesen:

1.

Der feministische Protest der Gegenwart ist ein Protest hoch qualifizierter Akteur_innen.

Diese Erkenntnis ist auf zweifache Weise zu bewerten: Zum einen zeigt sie, dass Forderungen der ersten Welle der Frauenbewegung hinsichtlich eines Rechts auf vollständige Bildung für Frauen in der Bundesrepublik inzwischen Realität ist. Zum anderen ist die These Ausdruck einer immer stärker qualifizierten und spezialisierten Gesellschaft. Gleichzeitig werden feministische Proteste der Gegenwart von verhältnismäßig wenigen Akteur_innen getragen, umgesetzt und inszeniert. Die meisten meiner Interviewpartner_innen beschreiben in erster Linie keine persönliche Betroffenheit im Sinne von Diskriminierung und Ausgrenzung, sondern verorten ihren Aktivismus als Teil einer humanistischen Forderung nach der Gleichheit aller Menschen. Das bedeutet, dass alle Geschlechtsidentitäten inkludiert werden und es – bis auf Ausnahmen – keine Fokussierung auf Frauen gibt. Hierin liegt ein großer Unterschied zu den Protesten der ersten und gerade der zweiten Welle der Frauenbewegung, die sich mehr auf Selbsterfahrung und die Schaffung geschützter feministischer Teilöffentlichkeiten konzentrierten. Zudem scheinen gegenwärtig politische Theorien für die Arbeit der Aktivist_innen kaum bis gar keine Relevanz zu besitzen. Die Auseinandersetzung mit feministischen Themen ist weitestgehend auf intellektuelle Studien und Reflektionen gegründet. Deshalb ecken die barbusigen FEMEN-Aktivist_innen mit ihrem dem nicht entsprechenden Vorgehen in der feministischen Protestszene der Gegenwart stark an.

2.

Feminismus wird als das (aktive) Eintreten für gerechte gesellschaftliche Zustände beschrieben.

Die Interviewpartner_innen gehen von der Annahme aus, Gesellschaften basierten auf Geschlechterhierarchien. Daran wird ersichtlich, dass sie in einem ersten Schritt die Gesellschaftsverhältnisse betrachten und erst in einem zweiten Schritt die Geschlechterunterschiede, und zwar als möglichen Erklärungsgrund eben der gesellschaftlichen Ungleichheiten.

Unter Feminismus verstehen die Akteur_innen gegenwärtiger feministischer Proteste mehrheitlich keine Fokussierung auf Frauen.

Damit sind die Interviewpartner_innen mehrheitlich Akteur_innen postmoderner und dekonstruktivistischer Theoriedebatten, wonach Abstand genommen wird von Konzepten, die eine Dualität von Geschlechtsidentitäten zugrunde legen oder manifestieren würden. Die gegebenen Definitionen von Feminismus sind jedoch insgesamt nicht sonderlich ausdifferenziert. Damit bestätigt sich: Die theoriebasierte Diskussion um dekonstruierte Geschlechtsidentitäten spielt zumindest in der formalen Auffassung der Aktivist_innen gegenwärtiger feministischer Proteste keine gravierende Rolle.

3.

Die markante Ausdrucksform gegenwärtiger feministischer Proteste ist der Netzaktivismus.

Hinsichtlich der Aktionsformen ließ sich innerhalb der Analyse nur eine herausarbeiten, die ein wirkliches Alleinstellungsmerkmal und damit ein dezidiertes Charakteristikum gegenwärtiger feministischer Proteste – im Vergleich zu historischen feministischen Protesten – darstellt: Der Netzaktivismus. Damit wird nicht nur die in der Wissenschaft diskutierte These der maßgeblichen Relevanz des Web 2.0 als feministisches Protestmedium untermauert, sondern auch aufgezeigt, in welchem Maße die Interviewpartner_innen Akteur_innen ihrer Zeit sind: Sie produzieren die Gegenwart, werden in ihren Ausdrucksformen und -medien aber wiederum auch von dieser geprägt. Die feministischen Proteste mussten sich modernisieren, um nicht „abgehängt“ zu werden. Die Netzaktivist_innen machen genau das. Darüber hinaus bedienen sich die Interviewpartner_innen in großem Maße etablierter Protestmittel und -formen: Demonstrationen, politische Eingaben, Unterschriftenlisten etc. Bei dem Interviewpartner von Pinkstinks und jener von TERRE DES FEMMES wurde deutlich, dass dieses Agieren in institutionellen Ordnungen Teil ihrer Strategie ist. Ihr Ziel ist weniger die Provokation, als vielmehr ein effektives Eingreifen in Prozesse und Institutionen, sodass politische Entscheidungen beeinflusst und mitgestaltet werden können. Es bleibt also festzuhalten, dass in den Aktionsformen der feministischen Protestakteur_innen der Gegenwart keine spezifischen oder gar einheitlichen Muster auszumachen sind.

4.

5. Soziale Medien bergen nicht nur positives Potential für die Akteur_innen gegenwärtiger feministischer Proteste.

Eine verantwortungsvolle Nutzung und Vermittlung der Inhalte ist im interaktiven Web 2.0 besonders wichtig, gerade um nicht Gefahr zu laufen sich von jenen Aktivist_innen zu separieren, die weiterhin hauptsächlich oder ausschließlich offline agieren. Darin sind sich die Aktivist_innen einig. Des Weiteren fehlt es ihnen gegenwärtig an nachhaltigen Strategien zum Umgang mit antifeministischen Online-Angriffen.

6. Akteur_innen gegenwärtiger feministischer Proteste gehen durch ihren Aktionismus Risiken ein.

Die Aktivist_innen erleben – in unterschiedlicher Intensität und Ausprägung – einen antifeministischen Backlash. Dabei sind Online- und Offline-Angriffe oft Angriffe auf ihre Person und keine kritischen Bezüge auf ihre feministische Arbeit. Damit ist die Reaktion auf feministische Interventionen oftmals genau das, wogegen sich diese richten: sexistisch, antifeministisch und durchzogen von Bezügen auf Körper- und Geschlechtsidentitäten.

7. Körperdimensionen verorten sich im Kontext gegenwärtiger feministischer Proteste in einem Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach Schutz und Unversehrtheit sowie der bewussten Inszenierung als Mittel des Protests.

Diese Ambivalenz ist gerade im Zuge des Ansinnens einer realen Dekonstruktion von Geschlechtsidentitäten und Rollenbildern ein bezeichnendes Charakteristikum gegenwärtiger feministischer Proteste. Bei FEMEN verhält es sich damit in besonderer Weise: In Zeiten der Digitalisierung und der dadurch entstandenen künstlichen Welten, wird gerade Körperlichkeit zu einem Element, an dem man sich festhalten kann. Die nackten Brüste von FEMEN sind gerade in einer Welt digitalen 'Overkills' ein archaisches Element, das gerade deshalb wirkt.

8. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit nehmen im Rahmen der aktivistischen Arbeit einen hohen Stellenwert ein. Dabei sind es aber weniger herkömmliche Printmedien, mit denen die Aktivist_innen zusammenarbeiten.

Stattdessen gehen sie immer mehr dazu über, Inhalte selbst und damit unvermittelt über Soziale Medien zu verbreiten. Soziale Medien bieten den Aktivist_innen die Möglichkeit sich – durch beispielsweise die Erstellung eines eigenen Weblogs – ungefiltert mitzuteilen. Es ist jedoch

fraglich, ob diese Blogs – auf Grund des immer größer werdenden Angebots – nicht bewusst gesucht werden müssen. Diese Annahme würde nahe legen, dass Blogs jeweils nur eine Öffentlichkeit ansprechen, die sich ohnehin schon mit dem entsprechenden Thema befasst. Damit eröffnen die Sozialen Medien zwar eine Vielfalt an Informationen, Ansichten und Aktualität, welche herkömmliche Printmedien nicht bieten können, gleichzeitig wohnt dieser Vielfalt aber eine Tendenz zur ständigen Ausdifferenzierung inne, wodurch sich stark individualisierte Teilöffentlichkeiten nicht nur erst bilden, sondern in ihrem Wunsch nach Differenz auch immer mehr voneinander entfernen. Soziale Medien sind damit nicht per se sozial im Sinne der Bildung einer interagierenden Weltöffentlichkeit, sondern indem sie jedem und jeder einzelnen Nutzer_in als Plattform einer totalen Individualisierung abseits eines jeglichen Mainstreams dienen, im gleichen Maße unsozial. In Bezug auf die Printmedien herrscht keine Übereinstimmung, mit welchen Medien kooperiert wird. Während einige der Interviewpartner_innen angeben, bezüglich der Ausrichtung der Medien vorzuselektieren, stellen sich gerade FEMEN gegen diese Vorauswahl und geben an, mit allen Medien zu sprechen.

Vernetzungen und Kooperationen werden als sinnvoll erachtet und auch durchgeführt, auf Grund von Zeitmangel und der Schwierigkeit teils sehr diverse Interessen zu bündeln, werden hierbei jedoch nicht alle Potentiale genutzt.

Alle interviewten Akteur_innen betonen, wie notwendig und hilfreich strategische Bündnisse und auch längerfristige Kooperationen in der Regel sind. Gleichzeitig verweisen aber auch alle auf den entsprechenden Zeitaufwand und die oftmals sehr diversen Interessen und Vorstellungen, was dazu führt, dass (zu) selten kooperativ gearbeitet wird.

9.

Die Akteur_innen und Gruppen der gegenwärtigen feministischen Proteste bilden keine homogene oder solidarische Gemeinschaft. Die Differenzen gelten als Beleg eines vielfältigen Spektrums an gegenwärtigen feministischen Aktions- und Ausdrucksformen.

Die Akteur_innen, ihre Lebensentwürfe, feministischen Schwerpunkte und Aktionsformen sind divers und facettenreich. Es gibt also nicht „den“ feministischen Protest der Gegenwart. Stattdessen ist da viel mehr: Ein breites Spektrum, das die gesellschaftliche Diversität repräsentiert und integriert.

10.

Fazit

Im Rahmen der Analyse wird deutlich, dass die Selbstbeschreibungen, Aktionsformen und (medialen) Strategien der Interviewpartner_innen – in unterschiedlichen Ausprägungen – Begrenzungen unterliegen:

Die Akteur_innen sind, das wurde im Rahmen ihrer Selbstbeschreibungen deutlich, in Gesellschaften sozialisiert, in denen sich feministische Initiativen vor allem auf die zweite Welle der deutschen Frauenbewegung berufen oder auf diese zurückzuführen sind. Entsprechende Rückbezüge und / oder theoretische Auseinandersetzungen, zumindest aber persönliche Verortungen, konnten demnach bei allen interviewten Aktivist_innen analysiert werden. Auch die Aktionsformen sind bis auf die Ausnahme des Netzaktivismus weitestgehend in dem einzuordnen, was feministische Protestformen historisch vorgelebt haben. Damit unterliegen sowohl die feministischen Selbstverständnisse als auch die Aktionsformen gegenwärtiger feministischer Protestakteur_innen einer historischen Begrenzung im Sinne einer historischen Determination. Nicht zuletzt – auch das wurde deutlich – sind es auch die Spielregeln einer Medienmaschinerie, die die Aktivist_innen in dem Maße begrenzen, als dass sie sich entscheiden müssen, ob sie ihre Themen einem gesellschaftlichen Mainstream zugänglich machen möchten und inwieweit sie hierfür bereit sind, Kompromisse in Kauf zu nehmen.

Gleichzeitig liegt hier aber auch das große Entgrenzungspotential für Akteur_innen gegenwärtiger feministischer Proteste: Durch die Sozialen Netzwerke des Web 2.0 erweitern sie ihre Aktionsformen und vernetzen sich über Gruppen- und Landesgrenzen hinweg. Themen werden globaler, Forderungen universeller und Ausdrucksformen gleichzeitig stark individualisiert. Zusätzlich bieten die dekonstruktivistischen Ansätze des Queer-Feminismus ein Entgrenzungspotential, indem Geschlechtsidentitäten jenseits des dualistischen Mann-Frau-Schemas nicht nur denkbar, sondern auch lebbar und online wie offline inszeniert werden können. Genau das ist es, was feministische Proteste der Gegenwart ausmachen

kann: Die Chance, jenseits von Ideologien und persönlichen Betroffenheitsargumentationen eine Handlungsebene einnehmen zu können, auf der unterschiedliche Akteur_innen zusammenarbeiten und gleichzeitig im Rahmen Sozialer Netzwerke unvermittelte und oft in höchstem Maße persönliche Inhalte verbreiten können. Diese Inhalte werden nicht nur öffentlich wahrgenommen, sondern besitzen Veränderungspotential. Damit ist eine neue Protestgeneration erwacht. Diese kämpft zwar einen alten Kampf, aber die Methoden und Formen haben sich durch das Web 2.0 gewandelt.

Feministische Proteste der Gegenwart sind damit beides: Rein persönlich und dennoch gesamtgesellschaftlich angelegt. Sie sind inklusiv und exklusiv. Sie sind traditionell und unkonventionell.

Grundsätzlich sind feministische Proteste der Gegenwart jedoch noch nicht ausreichend untersucht, um sich an beschreibende Ansätze mit allgemeingültigen Aussagen zu wagen. Die gegenwärtigen Gruppen und Akteur_innen sind hochgradig sensibilisiert, vernetzt, qualifiziert, kreativ und motiviert – es bleibt spannend, ob sie das auch über die Euphorie der Jahre 2013 und 2014 hinaus mitnehmen können.

RIOTS

NOT

DIRTY!



Feminismus

Der¹ Feminismus ist tot. Es lebe der Feminismus.

Zur Verbindung zwischen Postfeminismus und marktradikalem Neoliberalismus

Ob Alphamädchen² oder Barbiefeministinnen³, aktuelle Beiträge zum Feminismus zeigen zweierlei: Erstens – er ist nicht tot. Zweitens aber – er ist vom Aussterben bedroht. In den Auseinandersetzungen, die der inzwischen dritten Welle feministischer Theoriebildung und Praxis⁴ folgen, steht der Feminismus zwar im Mittelpunkt. Doch genau dort droht ihm der Entzug seiner Existenzberechtigung, indem er eine Abwertung erfährt. Emanzipiert ist, wer den Feminismus nicht mehr braucht, lautet die hinter dem Postfeminismus stehende Argumentationslogik. Doch trägt sie? In dem Buch *Top Girls* schreibt die britische Theoretikerin Angela McRobbie aus kulturwissenschaftlicher Perspektive über das Wachsen bereits bestehender geschlechtsspezifischer Ungleichbehandlungen, wie dem Gender Pay Gap⁵ oder der so genannten gläsernen Decke⁶, auf dem Nährboden des Neoliberalismus. Das kollektive Aufbegehren gegen diese Zustände schwindet jedoch zunehmend, stattdessen greift die marktradikale Logik auf die Sphären des Politischen, Sozialen und Privaten über und feministische Ideale, wie Selbstverwirklichung und Emanzipation, werden so im neoliberalen Sinne instrumentalisiert. Diese angerissene Verbindung zwischen Postfeminismus und marktradikalem Neoliberalismus gilt es zu hinterfragen. Von zentraler Bedeutung ist die skizzierte Entwicklung: Der Feminismus wird, obwohl er in Zeiten von weiterbestehenden Geschlechterungerechtigkeiten zur Beseitigung dieser nötiger denn je ist, als überholt, gar als überflüssig betrachtet. Wie ist dieses Paradox zu erklären? Genauer, um seinen Ursprung zu verstehen: Welche Rolle spielt die neoliberale Marktlogik für den Postfeminismus?

¹ Da ich den Feminismus als kollektives Projekt verstehe, muss ich auch dem kollektiven Charakter dieses Artikels Rechnung tragen und mich bei Daniela, Linda, Luisa, Juliane und Ronny für ihre Kritik bedanken.

² Haaf, Meredith/ Klingner, Susanne/ Streidl, Barbara (2008): *Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht*; Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.

³ Funk, Mirna (2014): *Die Barbie-Feministinnen*; erschienen am 14.02.2014 in der Freitag (online abrufbar unter: <http://www.freitag.de/autoren/der-freitag/die-barbie-feministinnen>).

⁴ Ich orientiere mich hier an der klassischen Unterteilung der vergangenen feministischen Strömungen in die sogenannten Wellen (Vgl. Zeilinger 2012: 22 – 75), wenngleich umstritten ist, ob postfeministische Strömungen noch als Bestandteil der dritten Welle oder als neue Bewegung verstanden werden können (Vgl. McRobbie 2010: 202 – 205).

⁵ Der Equal Pay Day fand 2014 am 21. März statt, sodass Frauen in Deutschland fast 3 Monate länger arbeiten müssen, um das gleiche Einkommen wie Männer zu erhalten. Mit einem Gender Pay Gap in Höhe von 22 % steht Deutschland im europäischen Vergleich damit an vorletzter Stelle, schlechter schnitt nur Österreich mit 23,4 % ab.

⁶ Dies lässt sich am Beispiel der Wirtschaft daraus ableiten, dass zum 01. Juli 2013 nur 14 von 192 (somit 7,29 %) Vorstandspositionen der 30 DAX-Unternehmen mit Frauen besetzt waren.

Drei Thesen sollen meine Analyse leiten, um das Problem näher zu beleuchten und mögliche Lösungsansätze aufzuzeigen:

- 1.** Der Neoliberalismus bietet den idealen Nährboden für postfeministische Strömungen, da er feministische Werte, wie Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und Emanzipation, aufgreift und in einem Blendungsdiskurs umdeutet.
- 2.** Patriarchale Strukturen wirken feministischem Aktivismus entgegen, indem sie Abwertungsmechanismen stärken und dadurch verhindern sie sowohl eine Identifikation mit feministischen Positionen als auch eine inhaltliche Weiterentwicklung des Feminismus.
- 3.** Ein anderes Verständnis von Feminismus ist nötig, um sowohl den anti-feministischen Postfeminismus als auch die in den Diskursen des „alten Feminismus“ populäre Regelwerklogik abzulösen. Dabei müssen Möglichkeiten geschaffen werden, die sowohl darauf zielen bestehende Ungerechtigkeiten auszuräumen als auch die Reflektion der eigenen Position als andauernden Prozess aufrechtzuerhalten.

Der Verteidigung meiner Thesen stelle ich einen kurzen Abriss meines Verständnisses der beiden zentralen Begriffe dieses Artikels – Postfeminismus und Neoliberalismus – voraus.

Postfeminismus und Neoliberalismus:

Was lässt sich darunter verstehen?

Der Postfeminismus ist als eine antifeministische Bewegung zu verstehen, welche auf die Negation feministischer Annahmen baut⁷. Entscheidendes Merkmal ist die bewusste Nicht-Identifikation mit früheren feministischen Strömungen. Sehr oft spricht, hört und liest man in Erklärungen des Begriffs Postfeminismus daher von einem sogenannten „Roll Back“ oder „Backlash“, also dem „Verstummen bzw. der Entpolitisierung von Gender- und Frauenfragen“⁸. Dieses „undoing“ des Feminismus, wie McRobbie es nennt, geschieht auf der Basis von Werten wie individueller Selbstverwirklichung, Unabhängigkeit und Eigenverantwortung. Diese muten zwar feministisch an, werden jedoch in neoliberalen Theorien umgedeutet und instrumentalisiert. Dem Postfeminismus wird von Kritikern und Kritikerinnen oftmals ein weiblicher Elitarismus vorgeworfen, da er einen exklusiven Charakter besitzt: die „emanzipierten“ Frauen, welche den Feminismus nicht mehr benötigen, gehören der gebildeten und materiell wohlhabenden Mittel- und Oberschicht an. Unterprivilegierte und marginalisierte Frauen werden ausgeschlossen, da sie weder über die materiellen noch die ideellen Ressourcen verfügen und somit nicht in das festgelegte Bild von Unabhängigkeit und Selbstoptimierung passen.

Auch der Neoliberalismus⁹ ist kein einfacher oder gar eindeutiger Begriff. Im Angesicht verschiedener Ausprägungen und Auslegungen verstehe ich unter Neoliberalismus eine ökonomische Theorie, welche auf die liberale Idee des selbstregulierenden Marktes zurückzuführen ist und in den siebziger bzw. achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts an realpolitischer Bedeutung gewann. Die amerikanische Politiktheoretikerin Wendy Brown betont, dass das neoliberale Konzept der Marktrationalität von der wirtschaftlichen auf die politische Sphäre übertragen wurde, was zu entscheidenden organisationalen Konsequenzen für das Soziale, das Subjekt und den Staat führte. Die Idee vom freien Markt, freien Handel und der unternehmerischen Rationalität wird als normativer Maßstab gesetzt, an dem sich Gesetze und politische Maßnahmen zu orientieren haben.

Zusammenfassend lässt sich somit eine parallele Bewegung beobachten: Die Negation des feministischen Gedankenguts in postfeministischen Theorien geht mit dem Erstarken neoliberaler Tendenzen, wie etwa der Privatisierung des Öffentlichen oder der Transformation von Bürgerinnen zu Konsumentinnen, einher. Und die Brücke zwischen Postfeminismus und Neoliberalismus lässt sich noch ausbauen.

⁷ Neben der Abkehr von ursprünglich feministischen Idealen könnte sowohl eine (begriffliche) Verbindung zum Poststrukturalismus und der Postmoderne als auch zu Judith Butlers Ansatz der Queer-Theorie gezogen werden. Jedoch wäre diese Interpretation meiner Begriffssetzung irreführend, da Butlers Ansatz weder an eine neoliberale Logik gebunden noch als antifeministisch zu verstehen ist.

⁸ Casale/ Gerhard/ Wischermann 2008: 172.

⁹ Da es mir nicht möglich ist, einen historisch angemessenen Abriss zu zeichnen, verweise ich auf die beiden Einführungen zu Neoliberalismus, welche die Basis meines Verständnisses darstellen: Biebricher 2012 und Steger/ Roy 2010.

Normativer Nährboden

Um zu erklären, warum der Neoliberalismus den idealen Nährboden für postfeministische Strömungen bietet, lohnt ein Blick in die *Oxford Very Short Introduction to Neoliberalism*. Die Autoren unterscheiden zwischen drei Ausprägungen des Neoliberalismus: als Ideologie, als Modus der Gouvernamentalität und als Politikinhalt. Dabei lassen sich jeweils Verknüpfungen zum Postfeminismus herstellen: Stehen in einem ideologisch geleiteten Ansatz die Produktion und der Austausch materieller Güter im Zentrum der menschlichen Erfahrung, so lässt sich eine Ausbreitung dieser Marktlogik auch auf das Politische, Soziale und Private beobachten, wie vorab erwähnt Brown feststellt. Der Gouvernamentalitätsansatz baut nun darauf, Bürger und Bürgerinnen primär als Konsumenten und Konsumentinnen wahrzunehmen – auf eben diese Rolle werden Frauen auch im Postfeminismus reduziert, da sie in ihr als emanzipiert gelten, durch Bildung und die Beteiligung am Erwerbsleben mit den entscheidenden Voraussetzungen ausgestattet. Die politische Leitlinie der „Privatisierung“ findet Anwendung, indem ehemals Öffentliches privatisiert wird, eine Bewegung die schon Hannah Arendt in der *Vita Activa* beobachtete. Im Sinne dieser Kritik kann dem Postfeminismus vorgeworfen werden, dass er nicht nur einer früheren feministischen Forderung („Das Private ist Politisch“, lautete schließlich der Slogan der Frauenbewegung zu Zeiten der 68er) entgegensteht, sondern zugleich den Raum für politisches Handeln verschwinden lässt. Somit werden ehemals feministische Werte wie Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit im neoliberalen Blendungsdiskurs instrumentalisiert und zugleich verstärken Individualisierungstendenzen das Zerbrechen kollektiver Strukturen. Jeglicher Nicht-Erfolg, jedes Scheitern wurzelt in individuellem Versagen und wird nicht als ein in gesellschaftliche Strukturen eingebetteter Prozess verstanden. Dies hat zur Folge, dass Freiheit nicht an emanzipatorisches Handeln mit anderen gekoppelt ist, welches Raum für die Veränderung des öffentlichen Diskurses und gesellschaftlicher Umstände schaffen könnte. Vielmehr existiert Freiheit nur noch im Sinne einer Konsumfreiheit und wird nicht mehr als Handlungs- oder Entscheidungsfreiheit verstanden. Die aktuelle Kombination, bestehend aus einem Mindestmaß an legaler Gleichberechtigung, materieller Unabhängigkeit und der Verfügbarkeit von Konsumgütern, versetzt Frauen im globalisierten Norden in eine emanzipierte Position. Dass dies nur eine Scheinemanzipation ist, übersehen jedoch viele. Zum neuen Leitbild avancieren die „Karrieremütter“, wie von der österreichischen feministischen Zeitschrift *an.schläge* im September 2013 beschrieben.

Konkret bedeutet das: Frauen kümmern sich noch immer primär um Kindererziehung, nur kommt neben der Pflege der Beruf hinzu. Das ursprüngliche Ziel des Feminismus – die gleiche Behandlung der Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht und die Bekämpfung von geschlechterabhängigen Nachteilen – erscheint weiter entfernt denn je. Hier wird zweierlei deutlich: Erstens ist der Feminismus ein gesamtgesellschaftliches Thema, in dem nicht nur das Individuum betreffende, sondern auch strukturelle Angelegenheiten verhandelt werden. Dies steht im Kontrast zur neoliberalen Logik der Vereinzelung. Zweitens ist eine Emanzipation der Frauen auch immer an eine Emanzipation der Männer in dem Sinne geknüpft, dass eine Loslösung von gesellschaftlichen Rollenbildern alle betrifft.

»I'm not a feminist but...«

Patriarchale Strukturen dominieren noch immer unsere Gesellschaft und dies wirkt sich unmittelbar auf feministischen Aktivismus sowie die (Nicht-)Identifikation mit ihm aus. Dies geschieht, wie von McRobbie analysiert, durch die „Unterminierung des Feminismus in der Populärkultur“ (2010: 38). Dort gilt die Denunziation des Feminismus als Ritual, welches Frauen ihren Status als modern und kultiviert sichert. Wer sich mit dem Feminismus identifiziert, läuft Gefahr Anerkennung zu verlieren. Die Protagonisten und Protagonistinnen dieser Gegenbewegung, zu der ich neben dem Antifeminismus auch den Postfeminismus zähle, übersehen dabei nicht nur die positiven Errungenschaften früherer feministischer Bewegungen, sondern zugleich die noch immer bestehenden geschlechtsspezifischen Ungleichbehandlungen. Auch hier lässt sich eine theoretische Verknüpfung zu McRobbie herstellen, die den Postfeminismus in seinem Wirken als doppelte Verwicklung versteht: Eine Liberalisierung im Bereich der Wahl und der Gestaltung von Partnerschaft sowie des Berufs geschieht parallel zu einer Stärkung des traditionellen Wertekanons (Beispiele dafür sind etwa die ‚Herdprämie‘ oder Mütterrente). Hier lässt sich das erwähnte Leitbild der Karrieremütter anschließen. Zugleich erlöschen mit der bewussten Nicht-Identifikation die Räume für Handeln, die mit der Privatisierung des Öffentlichen zusammenhängen und eine Emanzipation in weite Ferne rücken lassen.

Doch wie weiter? Soll der Umstand, dass eine Mehrheit der wohlhabenden und gut ausgebildeten Frauen im Westen den Feminismus als veraltet erklärt, akzeptiert werden? Oder muss man ihm etwas entgegensetzen? Wer hat wem zu sagen, dass er oder sie nicht oder nur scheinemanzipiert ist? Um den Feminismus auch in der heutigen Zeit als wirkungsvolles Instrument der Kritik und Emanzipation geltend zu machen, kommen wir nicht umhin, ihn in Inhalt und Methode zu hinterfragen – und dies zugleich als Moment der Verständigung aufrechtzuerhalten.

Den Regelwerkfeminismus ablösen: Ein neues Verständnis ist nötig

Eine der größten Herausforderungen aktueller feministischer Strömungen liegt meiner Ansicht nach darin, die wachsende Pluralität ihrer Protagonisten und Protagonistinnen nicht als Schwäche, sondern als Stärke zu begreifen. Dazu gehört einerseits die Betonung einer allen feministischen Theorien gemeinsamen Basis: Die vollständige Gleichstellung, -berechtigung und -behandlung von Frauen und Männern sowie von all denjenigen, die sich nicht in einer solchen binären Konzeption von Geschlecht verorten. Andererseits darf nicht eine Gruppe von Feministen und Feministinnen bestimmen, was Feminismus ist – oder viel wichtiger, was er nicht ist.

Es herrscht eine überbordende Diskursmacht der zweiten Welle von Feministinnen und Feministen vor, mit der bestimmt wird, wie sich Feministinnen zu verhalten haben. Sie macht jegliche Diskussionen und jegliches Nachdenken über alternative Ansätze unmöglich – und schnürt damit dem Thema und den Interessierten gleichermaßen den Atem ab. Diese Diskursmacht zeigt sich als Diskursherrschaft und als hegemoniale Struktur, in der einige wenige Akteure und Akteurinnen bestimmen, was, wer und wie Feminismus ist¹⁰. Doch die Protagonisten und Protagonistinnen dieses Regelwerkfeminismus, wie ich ihn nenne, schaden meiner Meinung nach dem Feminismus. Und hinter diesem anti-emanzipierten Verständnis von Feminismus klafft zudem eine Lücke. Der Feminismus hat sich verändert, neue Akteurinnen und Akteure stellen neue Forderungen auf und alte Gewissheiten in Frage: Post- sowie dekoloniale, queere und intersektionale Einflüsse haben ihre Spuren hinterlassen und es geschafft, ehemals privilegierte Positionen als solche offenzulegen und dadurch aufzubrechen. Die durch diese Pluralität erweiterte Anspruchsgruppe sollte als Bereicherung verstanden werden. Für ihr Ziel, gleiche Rechte, Behandlung und Stellen für alle Menschen zu erreichen und zu sichern, müssen wir alle eintreten. Ein prozessuales und selbst-kritisches Verständnis von politischem Handeln sollte im Zentrum unseres feministischen Aktivismus stehen.

Totgesagte leben länger

Das Plädoyer für ein freieres Verständnis von Feminismus rührt aus der Hoffnung, dass ein Ableben des Feminismus noch lange nicht in Sicht ist. Denn er ist wichtig, er ist kritisch und progressiv. Und er ist nicht immer einfach – weder für diejenigen, die sich zu ihm bekennen, noch für seine

¹⁰ Ein prominentes Beispiel für den deutschsprachigen Raum scheint mir hier Alice Schwarzer, welche jedoch zumindest Kritik erfährt und in der öffentlichen Wahrnehmung nicht zuletzt durch die neue Generation an Feministinnen, wie etwa die #aufschrei-Initiatorinnen, aus ihrer Monopolposition gelöst wird.

Kritiker und Kritikerinnen. Doch er hat in der Vergangenheit bewiesen, wozu er fähig ist: gesellschaftliche Strukturen radikal zu reformieren, ein gesellschaftliches Umdenken zu ermöglichen und so die Situation einer jahrhundertlang marginalisierten Gruppe entscheidend zu verbessern, indem sich diese aus ihren eigenen Umständen heraus emanzipiert hat. Was aber anfangen mit dem anti-feministischen Postfeminismus? Wenn man seine von mir argumentierte Verknüpfung mit dem Neoliberalismus tatsächlich annimmt, so ist nur logisch, dass mit einer Krise des Neoliberalismus auch die Existenz des Postfeminismus in Gefahr wäre. Anstatt im Postfeminismus ausschließlich eine antifeministische Bewegung zu sehen, ließe sich jedoch auch der begriffliche Raum erweitern und von der aktuellen Zuschreibung lösen. Denn wie schon Nancy Fraser vor etwa zwanzig Jahren schrieb: „It will not be time to speak of postfeminism until we can legitimately speak of postpatriarchy“¹¹. Dies setzt jedoch ein Verständnis von Postfeminismus voraus, in dem patriarchale Zustände nicht – wie momentan beobachtbar – aufrecht erhalten, sondern zugunsten von Strukturen der Geschlechtergerechtigkeit aufgelöst werden.



Literatur

Brown, Wendy (2006): American Nightmare: Neoliberalism, Neoconservatism, and De-Democratization; in: Political Theory; Vol. 34: No. 6; 690 – 714.

McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes; Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mertlitsch, Kirstin (2013): Karriere, Klasse, Konkurrenz; in: an.schläge; September 2013; Wien: CheckArt, Verein für feministische Medien und Politik; 21 – 23.

Steger, Manfred B./ Roy, Ravi K. (2010): Neoliberalism. A Very Short Introduction; Oxford: Oxford University Press.

Thiessen, Barbara (2008): Feminismus: Differenzen und Kontroversen; in: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (2008): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung; Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; 37 – 44.

Zeilinger, Julie (2012): A Little F'd Up. Why Feminism Is Not A Dirty Word; Berkeley: Seal Press.

¹¹ 1992: 191 nach Thiessen 2008: 42

You wanna hot body?

You want a Bugatti? — You want a Maserati?

**YOU
BETTER
WORK
BITCH!**



Die Diskussion des Zusammenhangs von Feminismus und Materialismus ist nicht neu: Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts trieben Feminist*innen wie Alexandra Kollontai oder Clara Zetkin die Fragen um, in welchem Verhältnis eine Kritik der politischen Ökonomie mit der Frage des Geschlechterwiderspruchs sowie der Unterdrückung der Frau* steht. In den 1960er Jahren wurde die Frage, wie Geschlecht sich in der Reproduktions- und Hausarbeit produziert, dann noch einmal konkreter gestellt, als italienische Operaist*innen wie Mariarosa Dalla Costa und Silvia Federici mit der »Lohn für Hausarbeit«-Kampagne für eine Sichtbarmachung der Reproduktionstätigkeiten als Arbeit kämpften. Denn unbezahlte Hausarbeit, Kindererziehung, Pflege usw. galt – und gilt zuweilen weiterhin – als genuin weiblich und somit nicht als Arbeit, sondern sie »[...] erscheint als Muße, Freizeit, individuelle Wahl.«¹ Die Frage nach der Befreiung der Frau* galt seit den 1960er Jahren in der internationalen Debatte als der sogenannte blinde Fleck des Marxismus. Und tatsächlich verblasste die Frage nach dem Verhältnis von Geschlecht und Kapital auch in der wissenschaftlichen Debatte nach Marx in den 1980er Jahren etwas, trotzdem Feminist*innen wie Ursula Beer oder Frigga Haug einige Ansätze der feministischen Anknüpfung an Marx' Theorie darboten. In Debatten der politischen Linken setzte sich die feministische Kritik an einem – vermeintlich logisch aus Marx gefolgerten – Hauptwiderspruchsdenken des alles determinierenden ökonomischen Widerspruchs noch nicht tiefgreifend durch. Den ökonomischen Determinismus durch den Geschlechterwiderspruch als primären Widerspruch umzutauschen, war ebenfalls ein unbefriedigender, wenn auch historisch nachvollziehbarer Vorschlag.

Erst in den letzten Jahren scheint die Debatte des Verhältnisses von Geschlecht und Kapital wieder neu entflammt. Zum einen innerhalb der Linken – die teilweise der verkürzten Meinung ist, die Queertheorie habe das Verschwinden eines feministischen Materialismus zu verantworten, weil sie sich zu viel um »Diskurs«, »Kultur« und »Identität« kümmere – und zum anderen auch innerhalb der Wissenschaft und Universität. Letztere meint leider allzu oft, unter dem Schlagwort Diversity Management alle existierenden Unterdrückungsformen in einem Wisch abhandeln zu können, mit dem Ziel effizienter arbeitende Subjekte herauszubilden. So z. B. an der Goethe Uni Frankfurt wo es heißt: »Die Umsetzung von Diversity Management verspricht ökonomische Vorteile«². In der universitären Forschung gibt es jedoch auch kluge Soziolog*innen, Philosoph*innen u.v.m., die über Reproduktionsarbeit und der damit einhergehenden Geschlechter(re)produktion unter bestimmten politischen Bedingungen nachdenken und forschen wollen – nicht managen.

¹ Federici, Silvia: Counter-Planning from the Kitchen (1974). In: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Reihe: Kitchen Politics, Bd. 1. Münster 2012. S. 119.

² http://www2.uni-frankfurt.de/41088862/einleitung_diversity [zuletzt abgerufen am: 30.05.2014]

»I love it – I don't care«³

Wie ist es also heute, 2015, um das Verhältnis von Materialismus und Feminismus bestellt? Haben sich die seit den 1970er Jahren eher getrennt zueinander verhaltenden Theoretiker*innen des Marxismus und des Feminismus nicht nur angenähert, sondern produktiv zueinander gefunden oder wird praktisch das Verhältnis beider Strömungen weiterhin nur additiv zueinander gedacht?

Meiner These nach, kommen zeitgenössische Kapitalismuskritiker*innen – das heißt sowohl die Kritik an einem bestimmten Wirtschaftssystem wie einer Lebensweise, einer Sozial- und Liebesweise – nicht umhin, eine immanente Geschlechteranalyse im Anschluss an Judith Butler zu tätigen, genauso wie Care- und Reproduktionskritiker*innen aus ihrer Logik heraus nur mit und durch kapitalistische Waren- und Produktionsverhältnisse argumentieren können. Jedoch sollte dabei der Marxismus nicht lediglich als additives Element zum Feminismus zu begreifen sein, sowie der Feminismus nicht nur als marxistisches Lippenbekenntnis ansonsten phallogozentrisch agierender Subjekte zu denken ist. Nur mit und durch eine Kritik der politischen Ökonomie sollte eine zeitgenössische Kritik der Geschlechterverhältnisse formuliert werden. Der Modus der Vermittlung von Geschlecht und Kapital ist also einer, der innerhalb der Verknüpfung beider Widersprüche auch die gleichzeitige Ungleichzeitigkeit derselben betont. So ist beispielsweise ein Popsong der Sex und Geschlecht thematisiert sicher in gewisser Weise Produkt einer kulturindustriellen Verwertungslogik, in der sich die

»Reproduktion der Gattung als die Reproduktion von Reproduktionsverhältnissen äußert [...]«⁴.

Jedoch gilt er uns dennoch als Analysefläche genau der Produktion von Geschlecht, der wir ausgesetzt sind und die wir zugleich affirmieren sowie permanent produzieren.

Von gleichzeitiger Ungleichzeitigkeit singt zum Beispiel Lady Gaga, in dem Song „G.U.Y.“. Indem sie Frau* und Mann* sprachlich miteinander verschaltet, ist sie zugleich ein Girl (girl under you) und ein Guy (G.U.Y.):

»I wanna be the girl under you. I wanna be your G.U.Y.«⁵.

³ Icona Pop: I love it vom Album: Icona Pop (2012).

⁴ Butler, Judith: Körper von Gewicht. Frankfurt am Main 1997. S. 233.

⁵ Lady Gaga: G.U.Y. vom Album: Artpop (2013).

»Cause the boy with the cold hard cash is always Mister Right, cause we are living in a material world and I am a material girl [...]«⁶

... singt Madonna 1984 und zeigt damit auf (auch wenn der Song sicher in den Ohren geneigter Kulturkritiker*innen unglaublich unkritisch erscheinen mag) wie eng Kapital und Liebe, Geschlecht, Erotik, Beziehung usw. miteinander verwoben sind: Denn selbst innerhalb eines bürgerlichen, romantischen Liebesverständnisses von der Einen-großen-Liebe scheinen sich Kapital und Geschlecht notwendig zu bedingen: In einer material world lebt eben ein material girl und daher ist der mister mit dem cold [sic!] hard [sic!] cash auch der Richtige. Der mister right ist demnach nicht einfach irgendein toller Mann, sondern eben dieser muss erst in einem Prozess der „Mann-Werdung“ im normativen Sinne hergestellt werden: Denn ein boy wird erst durch cold hard cash zu einem Mann; zum mister right – die Wahrheit über das Mann-Sein leitet sich also hier aus dem Haben von cold hard cash ab. Das Kapital produziert das Geschlecht und bringt die Materialität des Geschlechts hervor. Dabei gibt es jedoch keine Vorgängigkeit des Einen oder Anderen, keinen Haupt- oder Nebenwiderspruch. Denn die materielle Welt des cashs als solche besteht nur, wenn sie erarbeitet wird; also im permanenten Produktionsmodus steht. Dieser Produktionsprozess geht nicht vonstatten, ohne dass zugleich in ihm Geschlechterrollen produziert werden. Die materielle Welt – darin eingeschlossen sind nicht nur Güter und materielle Waren, sondern ebenso Waren der Erotik, der Liebe usw. – wird, so Judith Butler mit und im Anschluss an Karl Marx, als ein

»[...] Transformationsprinzip [verstanden], das eine Zukunft voraussetzt und sie herbeiführt«⁷.

So hat die heterosexuelle Matrix ihren Zeitkern im Kapitalismus neu ausgeprägt und auf besondere Weise verstärkt. Britney Spears, als das populäre Äquivalent unserer Zeit zu Madonna, bringt in ihrem Song zum Ausdruck, was es heißt heute zur Welt zu kommen – durch Arbeit zur Ware, ergo zu einem körperlich/sinnlichen Subjekt zu werden:

⁶ Madonna: Material Girl vom Album: Like a Virgin (1984).

⁷ Butler, Judith: Körper von Gewicht. Frankfurt am Main 1997. S. 58.

You wanna hot body? [...] You better work bitch!

»You wanna hot body? You want a Bugatti? You want a Maserati? You better work bitch! You want a Lamborghini? Sip martinis? Look hot in a bikini? You better work bitch! [...] Ring the alarm. Don't stop now. Just be the champion. Work it hard like it's your profession [...].«⁸

Nebenbei bemerkt ist es für eine selbstkritische Analyse interessant, wie Britney Spears in dem Titel des Songs das Gender Gap mit dem Sternchen füllt: Work B**ch. Ob es nun verschiedene Typen von Bitches ermöglichen soll oder schlicht die Gefahr vor dem „bösen“ Wort ist, die diese Sternschreibweise ermöglicht, bleibt offen. Jedoch war es ausgerechnet Britney (oder ihr Management), die für Schlagzeilen sorgte, als sie Ende 2013 bekannt gab, die Schriften von Karl Marx – besonders die Analyse des Warenfetischs – hätten ihr gesamtes Werk inspiriert⁹. Bei Britneys Song wird jedoch deutlich, dass die Reproduktion der Frau* im Modus der Produktion der Frau* als Arbeitskraft (be the champion), erotische Ware (hot body) und vermögende Lady (Bugatti, Maserati) keiner vorgängigen Produktionslogik folgt, sondern selbst produziert wird. Die Reproduktion der Ware Arbeitskraft ist also selbst Produktion (work it hard like it's your profession).

Die Verknüpfung von Arbeit und Geschlecht zeigt sich auch in weiteren Songs wie z. B. „Play hard“ von David Guetta, in welchem er davon berichtet, dass ein richtiger Mann hart zu feiern habe, genau in dem Modus, in dem er auch hart arbeiten müsse:

»We work hard, play hard. [...] Keep partyin' like it's your job.«¹⁰

Trennlinien zwischen Arbeit und Freizeit gibt es nicht mehr und wenn, dann nur um den richtigen Weg von der Arbeit zur Party zu markieren. Die Popindustrie zeitigt hier die Warenförmigkeit der Subjekte und stellt dabei den Produktionsmodus aus, der zu eben dieser Warenförmigkeit führt.

Gleichzeitig lassen sich möglicherweise auch mikropolitische Verschiebungen der als stabil erscheinenden Geschlechterverhältnisse in dieser Popkultur erkennen. Erlauben wir uns einen Blick auf den Vermittlungszusammenhang von Produktions- und Reproduktionsverhältnissen, von Kapital und Arbeit und den abseitigen, vermeintlich nebensächlichen, in der erforderlichen Identität nicht aufgehenden Supplementen:

⁸ Britney Spears: Work B**ch vom Album Britney Jean (2013).

⁹ <http://www.thedailymash.co.uk/news/arts-entertainment/80353-2013101480353> [zuletzt abgerufen am: 28.05.2014]

¹⁰ David Guetta: Play hard vom Album Nothing but the beat (2012).

»Diese Instabilität ist die de-konstituierende Möglichkeit des Wiederholungsprozesses selbst, die Macht, die genau jene Wirkungen aufhebt, von denen das »biologische Geschlecht« stabilisiert wird, sie ist die Möglichkeit, die Konsolidierung der Normen des »biologischen Geschlechts« in eine potentiell produktive Krise zu versetzen.«¹¹

Denn „nur“ weil Frauen* gezwungen oder genötigt sind unter patriarchal strukturierten Gesellschaftsverhältnissen die Reproduktionsarbeit durchzuführen, heißt das mitnichten, dass sie zu dieser Arbeit geboren sind oder für Kindererziehung oder Pflege qua ihrer Natur besonders gut oder besser geeignet wären als Männer*. Jene Natur selbst ist Arbeit, sowie die Produktion von Geschlecht Arbeit ist. Die Natur erscheint als das Erste und Unberührte, sobald der Produktionsprozess nicht mehr in seiner Logik des Produzierens von Voraussetzungen, die als Momente in diesem Prozess aufgehoben werden, begriffen wird.

Ein natürlicher Frauen*körper, eine glatte Haut, ein runder Po: All dies muss erarbeitet werden. Abweichungen von der Arbeitsmoral werden sozial ins Abseits gestellt. Die Produktion von Geschlecht ist der Arbeit und ihren Widersprüchen demnach genauso wenig vorgängig wie die Ökonomie dem Geschlechterwiderspruch eine vorgängige determinierende Konstante ist.

Marx' Intervention eines notwendigen Eingriffs in die Produktionsverhältnisse sowie die Veränderung derselben beansprucht damit weiterhin ihre Geltung; wenn auch unter veränderten Bedingungen und Zugangsweisen: Wenn es auch

»[...] Zeit und Erfahrung [bedarf], bevor der Arbeiter die Maschinerie von ihrer kapitalistischen Anwendung unterscheiden und daher seine Angriffe vom materiellen Produktionsmittel selbst auf dessen gesellschaftliche Exploitationsform übertragen lernt«¹²,

so sollte die Arbeitsniederlegung heteronormativer Geschlechterproduktion „schon“ jetzt immer und überall begonnen werden, um endlich die Maschine für eine queere Produktion anzueignen.

¹¹ Butler, Judith: Körper von Gewicht. Frankfurt am Main 1997. S. 33.

¹² Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. MEW 23. Berlin 1962. S. 452.

Kein

mensch

ist

illegal

A dark, grainy, black and white background with a maroon circle in the lower right quadrant. The word "Refugees" is written in white, sans-serif font inside the circle.

Refugees

»Refugee women are doubly discriminated«

„Refugees are welcome here“ und „We are here to stay“ schallt es durch die Straßen, auf denen sich der Demonstrationszug bewegt. In immer mehr deutschen Städten finden Demonstrationen für ein dauerhaftes Bleiberecht von Geflüchteten, gegen Abschiebung und für bessere Lebensbedingungen statt.*

Auch auf der medialen Agenda der öffentlich rechtlichen Fernsehsender wird in den vergangenen Monaten häufiger von Geflüchteten berichtet. Es werden Bilder von Menschen in überfüllten Booten oder nach der Ankunft auf dem europäischen Festland gezeigt. Oder Personen, die meist mit bloßen Händen versuchen die meterhohen Grenzzäune in Südeuropa zu überwinden. Das neu hinzugekommene Bild in den Nachrichten sind die Demonstrationen durch deutsche Großstädte, organisiert von Geflüchteten und Unterstützer*innen-Organisationen, um auf ihre Situation aufmerksam zu machen und für Verbesserungen zu kämpfen.

Doch welche Bilder von Geflüchteten werden dort produziert? Sie können immer nur Ausschnitte wiedergeben. In der Summe der Bilder scheinen Geflüchtete ausschließlich männlich zu sein. Ihre Ankunft in Europa wird gezeigt, Gründe für die Flucht oder Fluchtwege werden kaum oder nicht thematisiert. Medien sind häufig an Zahlen interessiert, nicht an Personen oder individuellen Geschichten, obgleich Geschichten mehr Gehalt haben als Zahlen. Diese einseitige Darstellung in der Nachrichtenberichterstattung spiegelt die allgemeine Haltung Deutschlands und der EU gegenüber Geflüchteten, die hier Chancen auf ein Leben suchen, wider. Geflüchtete werden erst von Bedeutung und damit sichtbar, wenn sie die EU-Außengrenzen versuchen zu durchbrechen oder es hindurch geschafft haben. Dann werden sie als Personen - in Zahlen gefasst - zu Nachrichten. An anderer Stelle wird von einem ‚Flüchtlingsproblem‘ gesprochen. Dadurch werden abermals Fluchtgründe hinter die innere Sicherheit europäischer Nationalstaaten gestellt. Dass die Einreise nur ein Teil von vielen Kämpfen der Geflüchteten innerhalb und außerhalb der EU und Deutschlands ist, bleibt unerwähnt und unerwünscht. Etwa die Hälfte der 51,2 Millionen Flüchtlinge weltweit sind nach Angaben der Vereinten Nationen Frauen. Im Jahr 2012 lebten circa 1,5 Millionen Geflüchtete in der EU. Davon stellten laut Bundesamt für Migration und Flüchtlinge im Jahr 2013 109.580 Personen einen Asylantrag in Deutschland. Dabei sind etwa ein Drittel der Geflüchteten in Deutschland weiblich. Sie werden, wie fast alle Geflüchteten, in Lagern untergebracht, bekommen keine Arbeitserlaubnis, haben Fluchtgründe und Fluchtgeschichten. Doch sie sind medial und für die deutschen Flüchtlingsinstitutionen unsichtbar. Häufig sind die Fluchtgründe ähnlich gelagert wie bei Männern: Krieg, politische Verfolgung und Zusammenbrechen der gesamten Lebensverhältnisse. Doch die Ausbuchstabierung von Zusammenbrüchen und deren Folgen sind für Frauen meist anders gelagert.

*Anmerkung der Redaktion: Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich gleichzeitig in immer mehr deutschen Städten die Ereignisse von Rostock-Lichtenhagen zu wiederholen scheinen.

In Deutschland und der EU werden alle Asylsuchenden mit rassistischen Flüchtlingsgesetzen konfrontiert, die ihnen einen prekären Aufenthaltsstatus zuweisen, keine Arbeitserlaubnis erteilen und Möglichkeiten von Selbstbestimmung und Selbstorganisationen institutionell unterbinden.

Doch Frauen werden doppelt diskriminiert: neben der Gesetzgebung und institutionellen Umsetzung auch aufgrund ihres Frau-Seins. Neben den Problemen, die sowohl männliche als auch weibliche AsylbewerberInnen erfahren, wie die Residenzpflicht, die Abhängigkeit durch Warengutscheine, das Verbot eine Schule zu besuchen etc., haben Frauen spezielle Bedürfnisse, die aus einer feministischen Perspektive betrachtet werden sollten. So sieht es die feministische Flüchtlingsorganisation *Women in Exile*¹. Diese gründete sich bereits 2002 in Brandenburg aus einer Initiative geflüchteter Frauen heraus. Seit 2011 sind sie ein eingetragener Verein mit Sitz in Potsdam. Sie kritisieren, dass Fluchtgründe von Frauen und die Situation von ihnen in Deutschland weitestgehend unbekannt seien. Teils seien diese jedoch sehr anders gelagert als die von männlichen Geflüchteten: sexualisierte Gewalt etwa während Kriegshandlungen oder private Verfolgung. Aber auch die Fluchtwege sind nicht selten von sexuellen Übergriffen geprägt. Daher gelangen nur wenige Frauen, etwa über die Atlantikroute, nach Europa. Viele versuchen daher über den Luftweg in die EU zu gelangen und nehmen damit das Risiko von direkten Kontrollen am Flughafen auf sich. Und auch im Umgang mit staatlichen Behörden werden ihre spezifischen Situationen kaum beachtet und berücksichtigt. Behörden sind unzureichend auf Traumata aufgrund sexualisierter Gewalt sensibilisiert. In Schilderungen ihrer Geschichte bei Anhörungen werden sie mehrfach retraumatisiert. Dies ist Teil einer staatlich gewollten und institutionalisierten Paradoxie: Gekommen, um Schutz zu suchen, müssen sie ihre Gewalterfahrungen offenlegen, damit ihnen erst Schutz zukommt.

Jenseits des Asylverfahrens und der Anerkennung des Status¹ haben sie als geflüchtete Frauen weitere Nachteile bei der Bewältigung ihres Alltags. Frauen haben noch weniger Chancen eine gering (aufgrund des Arbeitsverbots meist illegal) entlohnte Arbeit zu finden als geflüchtete Männer, da sie als körperlich schwächer und damit arbeitsunfähiger gelten und sich für sie noch weniger Nischen auftun. Dabei scheint es relativ unerheblich, ob die Arbeit tatsächlich ein hohes Maß an Körperkraft bedarf, vielmehr werden von vornherein häufiger Männer eingestellt.

Deutliche Kritik wird auch immer wieder an der Unterbringung geäußert. Diese sei insbesondere für Frauen nicht (er)tragbar und verstärke noch das Problem der Unsichtbarkeit. Die periphere Lage vieler Flüchtlingsheime führe zu Isolation und Kontaktlosigkeit mit der ‚lokalen Bevölkerung‘. Unterstützungsorganisationen sind meist nicht direkt vor Ort anzutreffen. Insbesondere Angebote der psychologischen Beratung und Hilfen zur Bewältigung der Folgen von sexualisierter Gewalt seien bisher unzureichend. Erschwerend hinzu kommt in vielen Bundesländern die Residenzpflicht, die die Mobilität der Geflüchteten auf einen geringen territorialen Radius beschränkt.

¹ Das Titelgebende Zitat stammt von der Homepage der Organisation: <http://women-in-exile.net/ueber-uns/>

Aber nicht nur die Isolation ist ein Problem. Die Ausstattung und Bauart der Lager bereitet vielen Frauen Angst und ein Gefühl der Unsicherheit. So wird berichtet, dass es in vielen Lagern keine geschlechtergetrennten Hygienebereiche oder abschließbare Toiletten und Duschen gäbe. Dies ist jedoch unbedingt notwendig, um zumindest minimale Schutzräume zu schaffen. Außerdem komme es in den dunklen, meist langen Fluren immer wieder zu sexuellen Übergriffen. Diese Form der Traumatisierung und Fortführung der Traumatisierung zu stoppen ist ein zentrales Anliegen von *Women in Exile*, wenn sie die Aufhebung der Lagerunterbringung von Frauen fordern. Eine geflüchtete Frau beschreibt ihre Unterbringung mit den Worten: „We are in prison! It is not like a prison, it is a prison“.

Diese Anliegen gilt es zu benennen. Seit Lampedusa in Hamburg und der Besetzung des Oranienplatzes in Berlin scheinen sich zivilgesellschaftlich, medial und politisch Veränderungen abzuzeichnen. Geflüchtete und Menschen ohne prekären Aufenthaltsstatus haben sich organisiert und solidarisiert um gemeinsam gegen die deutsche und europäische Asylpolitik zu kämpfen. Auch geflüchtete Frauen treten aus der Unsichtbarkeit heraus und kämpfen öffentlich für mehr Rechte und Verbesserungen ihrer Lebenssituationen. Im Sommer 2014 beispielsweise organisierten *Women in Exile & Friends* eine Tour quer durch Deutschland, um zu zeigen, dass sie sich nicht mehr mit europäischen und deutschen Flüchtlingsgesetzen und Behördenpolitik zufrieden geben können und möchten. Im Aufruf dazu hieß es: „Wir Flüchtlingsfrauen haben allen Grund laut zu werden und ein menschenwürdiges Leben einzufordern. Wir laden alle Flüchtlingsfrauen ein, mit uns zusammen laut zu werden“. Struktureller Rassismus gegen Geflüchtete und Diskriminierung aufgrund des Geschlechts müssen sichtbar gemacht und die doppelte Diskriminierung beendet werden!

**kein
mensch
ist
illegal**

»Wer ist denn jetzt die richtige Mutter?«

Ein Interview mit Carola Lehmann¹ über Regenbogenfamilien, Heteronormativitäten und neue Modelle von Elternschaft.



SD: Frau Lehmann, Sie haben im Feministischen Frauengesundheitszentrum Hagazussa in Köln gearbeitet und sind seit 16 Jahren als Beraterin für lesbische Frauen mit Kinderwunsch tätig. Wie wurde das Thema Regenbogenfamilien denn anfangs verhandelt?

CL: Frauengesundheitszentren haben natürlich ein politisches Anliegen. Anfangs wurde das Thema Lesben und Kinderwunsch noch kritisch diskutiert. Das merkt man auch unserer ersten Broschüre für Regenbogenfamilien an, da gibt es aus heutiger Sicht vielleicht ein bisschen lustige Artikel darüber, ob jetzt Kinder konservativ sind (lacht). Und die Reproduktionsmedizin wurde als patriarchal kritisiert. Aber das alles wird heute längst nicht mehr so stark in Frage gestellt wie zu Beginn.

SD: Hat der – wenn auch derzeit innerhalb Deutschlands noch sehr begrenzte – Zugang lesbischer Frauen zu reproduktionsmedizinischen Verfahren etwas verändert? Ist die Vereinbarkeit von lesbischem Begehren und Elternschaft selbstverständlicher geworden?

CL: Ja, ich denke schon. Also es gibt natürlich auch Lesben mit Kindern, die haben sich bereits bevor das in der Reproduktionsmedizin überhaupt denkbar oder möglich war privat einen Spender gesucht. Das gab es natürlich schon immer. Und trotzdem haben die reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten, über die auch im öffentlichen Diskurs viel geredet wird, eine Menge verändert. Inzwischen kommen viel mehr lesbische Frauen auf die Idee einer Familiengründung. Für die meisten älteren Lesben bedeutete das Coming Out noch, sich vom Kinderwunsch zu verabschieden. Das ist heute nicht mehr so.

SD: Mit welchen Fragen kommen die lesbischen Paare denn zu Ihnen in die Beratung?

CL: Ich berate alleinstehende Frauen oder Paare ganz am Anfang ihrer Familienplanung. Die Frauen waren in der Regel noch nicht in einer Kinderwunschklinik. Zunächst zeige ich ihnen in der Beratung die verschiedenen Möglichkeiten auf – von Adoption oder Pflegschaft bis hin zur Option leiblicher Kinder über Samenspende. Da bislang viele deutsche Reproduktionszentren und Samenbanken lesbische Paare und alleinstehende Frauen nicht behandeln, sind Samenbanken und Kliniken im Ausland natürlich ein großes Thema. Aber auch private Spenden von Freunden und Bekannten oder Männern, die die Paare über Anzeigen in Internetforen oder Zeitungsannoncen finden, spielen eine Rolle. Die rechtlichen Fragen sind ebenfalls ein ganz großer, wichtiger Teil neben persönlichen und emotionalen Aspekten, beispielsweise der Frage, welche der Mütter das Kind austrägt.

SD: Welche Ängste oder Bedenken äußern die Frauen in der Beratung?

CL: Was ich beobachte ist, dass die Frauen es sich nicht einfach machen mit dieser Vaterfrage, das beschäftigt viele. Wie machen wir das, was sagen wir dann später dem Kind? Schadet das möglicherweise dem Kind, wenn es nicht weiß, wer der Vater ist oder es keinen Vater hat? Und das hat auch eine gesellschaftliche Komponente. Das ist ja ein Thema für die Frauen, weil es gesellschaftlich nicht konform geht, ein Kind ohne Vaterfigur groß zu ziehen. Diese Idee der Notwendigkeit eines Vaters für das Kind ist immer mit konservativen Bildern

¹ Carola Lehmann ist Diplom-Sozialpädagogin und in den Bereichen Sozialmanagement, Mediation und NLP-Resonanz-Coaching tätig. Sie bietet Beratungen für lesbische Frauen mit Kinderwunsch, aber auch Fachberatungen und Schulungen zum Thema an. Weitere Informationen unter www.lesben-kinderwunsch.de.

»Wer ist denn jetzt die richtige Mutter?«

von Elternschaft und stereotypen geschlechtlichen Rollenzuschreibungen verbunden. Da gibt es meines Erachtens noch viel zu tun.

SD: Das heißt, die lesbischen Paare rufen in diesem Entscheidungsprozess häufig auch selbst Heteronormativitäten und traditionelle Geschlechterbilder an?

CL: Ja, genau. Der Druck ist aber auch enorm hoch, der in den Medien aufgebaut wird, unter anderem durch solche TV-Sendungen wie „Ich suche meinen Vater“ (lacht). Hier geht es dann aber auch um die Frage, inwiefern ein Kind ein Recht hat zu wissen, von wem es genetisch abstammt. Ich bestreite nicht, dass es Menschen gibt, die ihren Vater suchen, das möchte ich nicht klein reden. Für manche Menschen ist es sehr wichtig, den eigenen Wurzeln nachzugehen. Aber das wird so dargestellt, als wäre das für alle so, und das ist definitiv nicht der Fall. Außerdem gibt es ja immer die Möglichkeit einen bekannten, privaten Spender oder einen sogenannten „Yes-Spender“ einer Samenbank zu wählen, den das Kind im Alter von 18 Jahren kennenlernen kann. Wenn diese Suche und das Fehlen des Vaters aber so emotional in den Medien rübergebracht werden, wie das derzeit geschieht, dann verstärkt das natürlich auch das gesellschaftliche Bild davon, was diese Frauen ihrem Kind „antun“. Das ist kontraproduktiv.

SD: Was sind weitere Herausforderungen bei der Familiengründung lesbischer Paare in Deutschland?

CL: Hier ist vor allem der rechtliche Bereich zu nennen. Neben dem mangelhaften Zugang zu Samenbanken und Kinderwunschkliniken gibt es auch noch die große Ungerechtigkeit, dass bei einem lesbischen Paar die soziale, leiblich nicht verwandte Mutter das Kind erst adoptieren muss, um rechtlicher Elternteil zu werden, obwohl sie es geplant hat, für das Kind sorgen und es finanzieren will. Dieses „Stiefkindadoptionsverfahren“ kann bis zu zwei Jahre dauern, das ist einfach eine große Ungerechtigkeit und bringt Unsicherheiten mit sich. Obwohl ich natürlich auch froh bin, dass es die Möglichkeit einer Stiefkindadoption seit 2005 überhaupt gibt und zwei Mütter gemeinsam rechtliche Eltern werden können. Und trotzdem ist das eigentlich ein Unding, dass die Frauen in diesem Verfahren einen detaillierten Einblick in ihr Privatleben geben müssen und das Jugendamt da mitzureden hat.

SD: Was ist für Sie das gesellschaftspolitische Potential von Regenbogenfamilien? Zum Teil entsteht eher der Eindruck, dass die bürgerliche Kernfamilie hier ihr Revival feiert – wenn auch mit einem gleichgeschlechtlich begehrenden Elternpaar.

CL: Bereits in diesem letzten Punkt, dem gleichgeschlechtlichen Elternpaar, liegt für mich aber auch ein Potential. Hier sind Chancen einer neuen Gestaltung von Elternschaft und Familie vorhanden, weil die Rollen überhaupt nicht festgelegt sind. Schließlich ist es nicht automatisch so, dass die leibliche Mutter dann eher die ist, die den Haushalt macht oder so (lacht). Da gibt es einfach eine viel größere Vielfalt und das ist meiner Erfahrung nach schon ein Kennzeichen dieser Familien. Und wenn dann auch noch Väter dazukommen, also Regenbogenfamilien sind ja viel mehr als diese Zweiergeschichten, dann sehe ich das auch als große Chance, dem Kernfamilienmodell subversiv zu begegnen und zu fragen, wie

Elternschaft und Familie heute verhandelt und wie sie alternativ gestaltet werden können. Vereinzelt gibt es bereits andere Modelle. Die sogenannten „Queer families“ zum Beispiel, in denen ein lesbisches und ein schwules Paar gemeinsam Kinder bekommen. Ich hatte auch schon den Fall, dass eine Frau ein Kind wollte und ihre Partnerin nicht. Die Frau mit Kinderwunsch hat sich dann einen Samenspender gesucht, der auch gerne aktiver sozialer Vater sein wollte. Das sind Familienmodelle, in denen Elternschaft und Partnerschaft entkoppelt werden. So etwas wird ja erst mal kaum gedacht, aber es kommt vor. Und das ist der bereichernde Teil der Regenbogenfamilien für die Gesellschaft, dass sie viel Klassisches in Frage stellen...

SD: ...oder es zumindest als optional, als eine Möglichkeit unter vielen aufzeigen. Fehlen uns für diese neuen Bilder von Familie und Elternschaft zum Teil noch die Begriffe? Viele lesbische Eltern empfinden beispielsweise den Begriff „Co-Mutter“ für die soziale Mutter als problematisch, weil er eine Differenz zur leiblichen Mutterschaft (re-)produziert.

CL: Das stimmt. Der Co-Mutter-Begriff stört einige, die Rolle der nicht-leiblichen Mutter wird als prekär empfunden. Viele Paare werden immer wieder damit konfrontiert, dass sie angesprochen werden mit dem Satz: „Wer ist denn jetzt die richtige Mutter?“ Und das ist natürlich eine richtig doofe Frage (lacht). Obwohl sie auch verständlich ist, weil die meisten ja damit aufgewachsen sind, mit diesem Bild, dass Mutterschaft sich qua Geburt konstituiert und Familie gleich „Vater, Mutter, Kind“ ist. Damit müssen die Paare umgehen. Gerade für die nicht-leibliche Mutter ist das meist schwierig. Und so wird auf ihrem Rücken praktisch ausgetragen, was die Gesellschaft ... — wo die noch nicht ist. Die Paare müssen dann ganz viel leisten und erklären und das ist toll, wenn sie das können. Aber hier sind letztlich wir alle gefordert, einen neuen, sensiblen Umgang zu erlernen und unsere Bilder im Kopf infrage zu stellen.

SD: Was für Veränderungen wünschen Sie sich für die Situation lesbischer Frauen in Deutschland, die ihren Kinderwunsch verwirklichen möchten?

CL: Also diese gesellschaftlichen Punkte, die ich jetzt angesprochen habe, das finde ich, sind große Baustellen. Das ist eine Herausforderung für die Gesellschaft, sich mit dieser Realität auseinander zu setzen. Und es gibt ja viele, die wollen das auch und die tappen dann trotzdem in Fettnäpfchen. Da ist ganz viel zu tun. Ich bekomme manchmal Anrufe von Erzieher_innen oder Lehrer_innen, die verzweifelt Material suchen, weil sie ein Kind aus einer Regenbogenfamilie in der Gruppe oder der Klasse haben und nicht wissen, wie sie es zum Thema machen können. Da muss es viel mehr Material geben und es muss auch viel selbstverständlicher werden, diese Familienformen als eine Variante von vielen zu begreifen. Ich wünsche mir auch, dass alternative Familienformen rechtlich anerkannt werden. Also dass es eine anerkannte soziale Elternschaft gibt, dass Erwachsene, vielleicht auch mehr als zwei, sagen können, wir sind Eltern. Es geht also nicht nur um eine wachsende gesellschaftliche Akzeptanz, diese muss sich auch in neuen gesetzlichen Regelungen niederschlagen. Das wird sicher noch eine Weile dauern, weil das Recht ja immer ein bisschen hinterher hinkt. Aber das würde ich mir wünschen, dass das angegangen wird.

SD: Vielen Dank für das Gespräch!

Feministische Gruppen und feministische Räume in Frankfurt am Main

AF*LR – Autonomes Frauen* Lesben Referat des AStA der Goethe Uni

Campus Bockenheim – Studierendenhaus, Mertonstraße 26-28, 60325 Frankfurt am Main

Büro: Frauen*raum im Studierendenhaus

Email: aflr@mail.com

Web: <http://aflr.blogspot.de/>

Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse

IG Farben Campus – PEG, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main

Geschäftsstelle: PEG 2 G 154

Tel.: 069/798-35100

Email: CGCentrum@soz.uni-frankfurt.de

Web: <http://www.cgc.uni-frankfurt.de/index.shtml>

feministische philosoph_innengruppe

Gruppe Frankfurter Student_innen der Philosophie und Gesellschaftswissenschaften, die sich aus queer-feministischer Perspektive mit philosophischen und gesellschaftskritischen Fragen beschäftigt.

Email: femphil@riseup.net

Web: http://www.uni-frankfurt.de/43401274/Feministische_Philosoph_innen

fransenbar

Jeden 1. Mittwoch im Monat ab 20 Uhr Kneipenabend für FrauenLesbenInterTrans* only.
ExZess, Leipziger Str. 91, 60487 Frankfurt am Main (Bockenheim: U6/U7 Leipzigerstraße oder Kirchplatz).

Frauenrat des FB 03

IG Farben Campus – PEG, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main

Büro: PEG 2 G 163

Tel.: 069/798-36693

Email: frauenrat-fb03@soz.uni-frankfurt.de

Web: <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/39476932/frauenrat>

Frauen*raum / Feministischer Salon

IG Farben Campus – PEG, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60323 Frankfurt am Main

Raum: PEG 2G215

Kinothek Asta Nielsen e.V.

Ziel des Vereins ist es, die Filmarbeit von Frauen in Geschichte und Gegenwart aufzufinden, zu dokumentieren und öffentlich zugänglich zu machen.

Stiftstraße 2, 60313 Frankfurt am Main

Tel.: 069/92039634

Fax: 069/92039635

Web: www.kinothek-asta-nielsen.de

Ladies

Ist ein eingetragener Verein für kulturelle und politische Bildung für Frauen.

Email: ladies_ffm@gmx.de

Web: <https://www.facebook.com/Ladiesffm>

LIBS – Lesben Informations- und Beratungsstelle e.V.

Alte Gasse 38, 60313 Frankfurt

Tel: 069/28 28 83

Fax: 069/ 21 99 97 16

Email: info@libs.w4w.net

Web: www.libs.w4w.net

Mein Wunderbarer Waschsalon

Veranstaltungsreihe für queere Pop-Up Abende.

Web: <https://www.facebook.com/groups/wunderbarerwaschsalon>

Queere Ringvorlesung

Web: <https://frankfurterschwule.wordpress.com/queere-ringvorlesung/>

Queer_feministisch Biertrinken

Ist ein „Stammtisch“ in Frankfurt am Main, der 1x im Monat stattfindet.

Web: <http://queerfeministischbiertrinken.wordpress.com/>

take_the_gap!

Ist eine Radiosendung für und über queere Räume und deren Aneignung in Politik, Kunst, Kultur, Wissenschaft und im Alltag.

Web: <http://takethegap.blogspot.de/>, <https://www.facebook.com/takethegap>

Transuniversaler CSD

Email: mail@transuniversal.de

Web: <http://transuniversal.tumblr.com/>

Impressum

Herausgeberinnen*:

© Der Frauenrat des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften

Goethe Universität Frankfurt am Main

Theodor-W.-Adorno-Platz 6

60323 Frankfurt am Main

Homepage: <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/39476932/frauenrat>

Email: frauenrat-fb03@soz.uni-frankfurt.de

Die Ratsfrau

Jahrgang 19

Heft 20

Oktober 2015

Konzept und Redaktion:

Aisha-Nusrat Ahmad

Claudia Willms

Sarah Dionisius

Rosa Exner

Dorothea Gädeke

Jenny Jung

Insa Kleimann

Kathy Kursawe

Maria del Carmen Mayer

Satz, Layout und Grafiken:

Melanie Werner: melanie_werner7@gmx.de

freepik.de

Druck: Druckerei Gegendruck, Wiesbaden

Auflage: 1.000

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die jeweiligen Autor*innen verantwortlich.

Die Ratsfrau liegt am Fachbereich und im Frauen*raum (PEG 2G 215) aus oder ist über

das Büro des Frauenrates (PEG 2G 163) zu beziehen. Sie ist eine kostenlose Publikation

am Fachbereich 03. Die Signatur in der Bibliothek des FB 03 lautet: **[ZS 990]**



die

RIATTS

frau